

Requiem

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#24 66. Jahrgang 14. Juni 2019



5 453000 174663



4,00€

„Bonsai-Spitäler sind nicht die wichtigste Frage“

Gespräch mit CHL-Generaldirektor
Romain Nati über die Klinik-
medizin im 21. Jahrhundert und die
Auseinandersetzung mit der AMMD

Reconquistador

Frank Engel a fait de la présidence
du CSV son métier, avec l'objectif de
ranimer la vieille dame. Loin d'être le
type accommodant, il ne peut pourtant
que comptabiliser les échecs

« Nous ne sommes ni gloutons ni égoïstes »

Entretien avec Lydie Polfer (DP)
sur la surchauffe économique, les
administrations débordées et les grands
propriétaires fonciers

Photo: Sven Becker

„Bonsai-Spitäler sind nicht

Interview: Peter Feist

Seit anderthalb Jahren nennt der Ärztenverband AMMD das luxemburger Gesundheitssystem „krank“: Die Ärzte würden unnötig kontrolliert, die CNS mit ihrem „Monopol“ denke nur ans Sparen, die Mediziner müssten freier sein und auch freier abrechnen können – was auch im Interesse der Patienten sei. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, praktiziert die AMMD seit Mai 2018 eine Politik des leeren Stuhls in der Nomenklaturkommission, dem Gremium, das entscheidende Gutachten über Änderungen an Gebührenordnungen erstellt, nicht zuletzt über die Tarife, die Ärzte in Rechnung stellen können. Ende vorigen Monats ließ die AMMD Sozialminister Romain Schneider (LSAP) ein Papier zukommen, in dem sie ihren Ansichten von mehr Freiheit noch eine weitere hinzufügt: Die Krankenhäuser seien zu groß und zu bürokratisch geworden. Würden Teile ihrer Aktivität in „schlanke und spezialisierte“ Strukturen dezentralisiert, könne der Arztberuf attraktiver gemacht und die Versorgung der Patienten verbessert werden. Ebenfalls in einem Papier an den Sozialminister beklagt der Krankenhausverband FHL wiederum, dass die Klinikmedizin schon jetzt zu stark nach den Regeln des außerklinischen Bereichs funktioniere. Und sie fordert mehr statt weniger Mitsprache zu den Arztтарifen.

d'Land: Herr Nati, der Ärztenverband AMMD sagt, die Gesundheitsversorgung sei zu spitallastig. Hat er recht?

Romain Nati: In „spitallastig“ steckt die Unterstellung, die Spitäler seien eine Last. Das kann man nicht so stehen lassen. Richtig ist, dass der Kliniksektor eine herausragende Rolle in der Gesundheitsversorgung spielt. Das hat sich über viele Jahre entwickelt, war politisch so gewollt und basiert auf einem Grundkonsens: Unser Gesundheitswesen soll solidarisch sein und jeder einen gleichberechtigten Zugang zu optimalen Leistungen haben. Das beinhaltet eine obligatorische Mitgliedschaft in der Krankenversicherung, denn wenn sich jemand aus der Beitragszahlung ausklinken könnte, wäre keine Solidarität mehr da. Auf der anderen Seite müssen die Dienstleister ebenfalls eingebunden sein und können keinen parallelen Markt entwickeln, auf dem das Angebot noch besser sein müsste. Deshalb stehen alle automatisch und obligatorisch bei der CNS unter Vertrag ...

... spricht da der Sozialdemokrat Romain Nati noch mehr als der Krankenhausdirektor?

Nein, denn ich mache keine politische Aussage, sondern beschreibe das bestehende System. Obligatorische Konventionierung mit der CNS heißt auch, dass jeder Arzt, der sich laut europäischem Recht in Luxemburg niederlassen darf, bei ihr automatisch abrechnen kann. Viele Beschränkungen gelten dafür nicht – abgesehen davon, dass man nicht jede Leistung mit einer anderen kumuliert abrechnen kann und nicht jeden Patienten egal wie oft behandeln darf. Das muss natürlich kontrolliert werden. Die AMMD setzt Kostenkontrolle oft mit Rationierung gleich. Ich sehe in der Kontrolle auch die Suche nach dem bestmöglichen Verhältnis von Qualität und Preis. Das Gros der Beschränkungen zwecks Kosten- und Qualitätskontrolle, und damit komme ich zu meinem Punkt, gilt im Krankenhausbereich. Nur der Spitalsektor hat ein Globalbudget, das alle zwei Jahre vom Regierungsrat festgelegt wird. Nur auf uns liegt ein Deckel! Diesen stark kontrollierten Sektor haben die wechselnden Regierungen aus den Gründen, die ich vorhin genannt habe, über die Jahre immer bedeutsamer werden lassen.

Nun aber sagt auch der Gesundheitsminister: „Ich finde es nicht normal, dass man heute für so viele Dinge ins Spital muss.“

Das ist das Resultat der Arbeit seiner Vorgänger.

Führen nun der wissenschaftliche und medizinische Fortschritt und die Digitalisierung dazu, dass man mehr und mehr außerhalb von Kliniken sinnvoll machen kann? Dass Gruppenpraxen etwas anbieten könnten, was noch auf Spitäler konzentriert ist, und vielleicht Allgemeinmediziner mit Computerhilfe demnächst Diagnosen stellen können, die derzeit Spezialisten vorbehalten sind?

Große medizinische Innovationen haben in Spitälern stattgefunden. Neue und komplexe Untersuchungsmethoden wurden dort entwickelt. Wenn wir von Personalisierter Medizin sprechen, ist eine hochspezialisierte Medizin gemeint, die zum Funktionieren kritische Massen braucht. Kritische Massen findet man in Spitälern, das ist ein Fakt. Fragt man, ob etwas außerhalb von Spitälern sinnvoll gemacht werden kann, muss man klären, ob das Spital als Organisation gemeint ist oder als Gebäude. Der Minister, den Sie zitiert haben, meint vielleicht das Spital als Gebäude.

Er möchte unter anderem Kernspintomografen auch außerhalb der Spitäler aufstellen.

Dagegen spricht zunächst mal nichts. Weder das CHL noch die anderen Kliniken wollen übernehmen, was die Arztpraxen leisten, oder unterbinden, dass sie mehr leisten können. Eine effiziente Primärversorgung ist ganz wichtig, das unterstützen wir. Man kann diskutieren, was im Spital gemacht werden soll und was außerhalb. Der Diskussion stellen die Spitäler sich ganz offen. Kann sein, dass ein Problem der territorialen Zugänglichkeit besteht. Obwohl: Ein kleines Land von grob vierzig mal siebenzig Kilometern und darin Spitäler, die einen Anfahrtsweg erfordern – das sind Situationen, wie sie sich in jedem Ballungsgebiet stellen. So ungewöhnlich ist das nicht. Falls man dezentralisiert, fragt sich aber, wie die Neuausrichtung aussehen kann, damit sie nicht zulasten von Qualität und Effizienz der Spitäler geht.

Die AMMD sagt, die Spitäler hätten einen enormen Verwaltungsapparat aufgebaut. Schlanke und spezialisierte Strukturen außerhalb der Krankenhäuser könnten effizienter sein.

Unter anderem wurden in den Spitälern Mechanismen zum Qualitätsmanagement aufgebaut. Das war aufwändig, das lässt sich in kleineren Strukturen nicht ohne weiteres wiederholen. Man müsste das aber tun, denn ich kann mir nicht vorstellen,

dass in den angedachten „freien“ Bonsai-Spitälern jeder schalten und walten könnte, wie er will. Kleine Strukturen sind erfahrungsgemäß teurer als große, denn sie brauchen einen spezifischen Verwaltungsapparat, haben keine kritische Masse, um günstig Material einkaufen zu können, und so fort. Gerade wegen solcher Effizienzgewinne wurden in den letzten Jahren Klinikfusionen politisch unterstützt und Wert darauf gelegt, Klinikaktivitäten zusammenzulegen.

Heißt das, Dezentralisierung ist Unsinn? Im Koalitionsvertrag der Regierung taucht das Vorhaben auf und Minister Etienne Schneider arbeitet an einem Gesetzentwurf zur Regulierung des außerklinischen Sektors.

Demnach würde also eher mehr reguliert? Um Deregulierung und somit weniger Steuerung soll es also nicht gehen. Die Spitäler und ihr Verband, die FHL, verschließen sich der Dezentralisierungs-Diskussion nicht. Den Spitälern müsste aber ein *Level-playing field* erhalten bleiben. Ich könnte mir zum Beispiel nicht vorstellen, dass für unser Personal der Krankenhaus-Kollektivvertrag gilt, für die dezentralisierten Strukturen dagegen nicht. Und ganz sicher werden die Spitäler, falls dezentralisiert wird, dabei eine Rolle spielen wollen.

„Es mangelt ausgerechnet an Ärzten, die in ihrem Einkommen besonders schlecht gestellt sind. Wo aber sind die Vorschläge der AMMD, diese Fachrichtungen aufzuwerten?“

Die Hôpitaux Schuman haben schon angekündigt, eine „Antenne“ im Osten des Landes einrichten zu wollen. Hat das CHL ähnliche Pläne?

Wir haben in Mersch und Grevenmacher je ein Praxiszentrum als Pilotprojekt gestartet. Für den Fall, dass manche Bürger Mobilitätsprobleme haben, aber nicht auf die Expertise des CHL verzichten wollen, gehen wir zu den Leuten. Das ist ein Test, wir wollen sehen, wie groß der Bedarf tatsächlich ist.

Was bieten Sie da an?

Kernspintomografie nicht, Röntgen auch nicht. Ein Ultraschallgerät steht da, wird aber von mehreren Spezialisten genutzt. Das sind Basiskonsultationen von Fachärzten für Endokrinologie, Geriatrie, Orthopädie, allgemeine Chirurgie und Gefäßchirurgie. Wir operieren da aber nicht. Die Chirurgen werden einmal monatlich anwesend sein und zum Beispiel eine Bilanz am Patient vor einer OP anfertigen können.

Konkurriert das CHL damit nicht mit Ärzten vor Ort?

Wir haben eine Marktanalyse anfertigen lassen, um zu sehen, was es im Umfeld gibt, und dafür sorgen zu können, dass unser Angebot das lediglich ergänzt. Wir haben das den Allgemeinmedizinern vor Ort vorgestellt. Die sind ziemlich begeistert und sagen: Macht noch mehr!

Also könnte Dezentralisierung eine Chance für ein Krankenhaus sein?

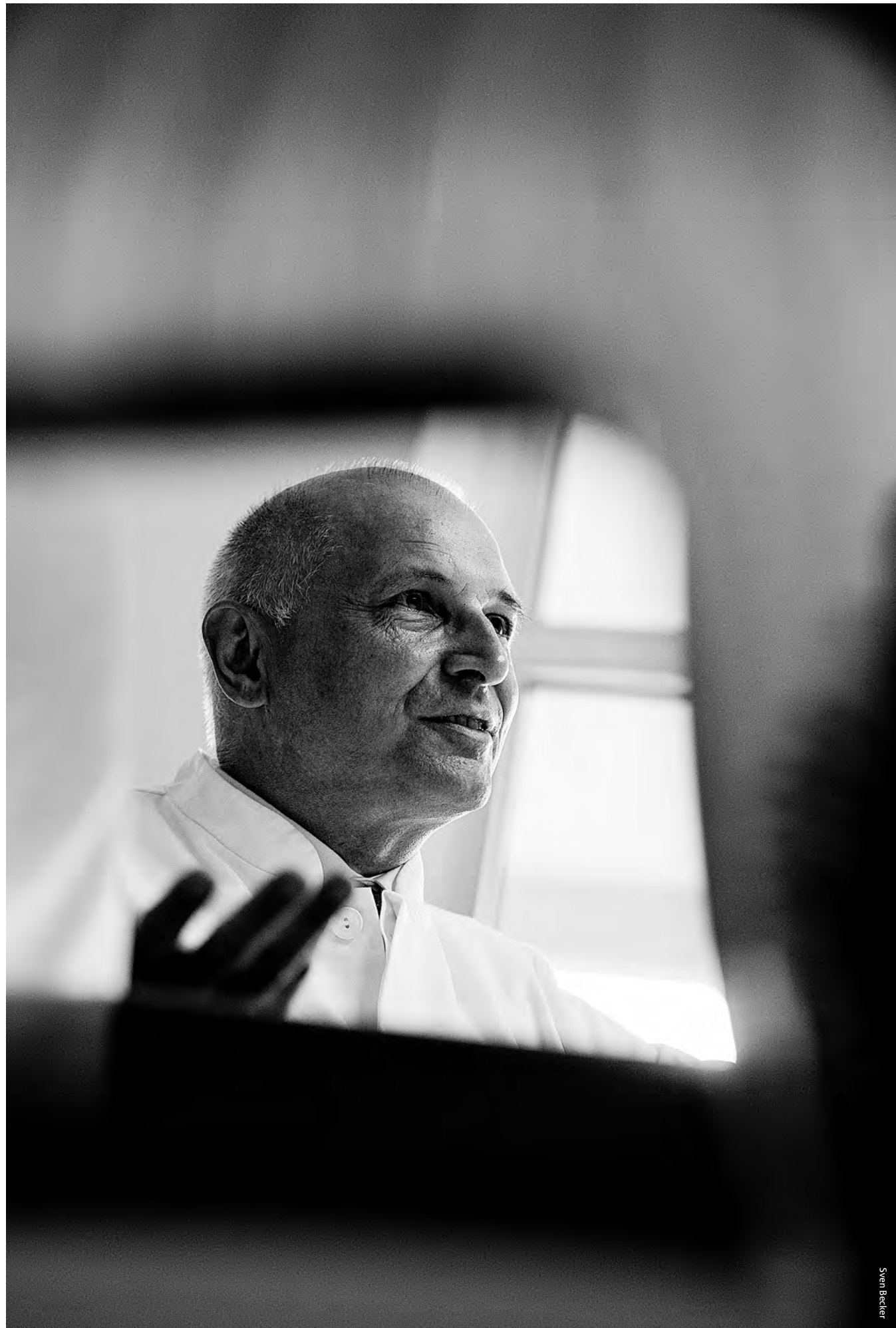
Sie kann, aber unterwegs liegen viele Gefahren. Ein Krankenhaus als Betrieb ist etwas Komplexes und muss als ein Ganzes funktionieren. Der Patient muss in seiner Globalität versorgt werden. Dazu muss es Prozeduren geben, die nicht nur auf dem Papier stehen dürfen, sondern gelebt und eingehalten werden müssen. Die Direktion muss dafür Sorge tragen, dass sie befolgt werden; gibt es Abweichungen oder Defizite, muss eingegriffen werden. Damit alle Räder ineinander greifen, ist eine gewisse organisatorische Stringenz nötig.

Die AMMD aber sagt, laut der luxemburger Rechtslage habe ein Patient keinen Behandlungsvertrag mit einem Spital, sondern nur mit einem Arzt.

Und einem Patienten, der in die Notaufnahme kommt, sage ich dann: „Leider können Sie sich Ihren Arzt nicht selber aussuchen, aber ich als Klinikdirektor bin auch nicht verantwortlich für das, was mit Ihnen geschieht. Hoffen wir mal, dass alles gut ausgeht...“ So etwas funktioniert nicht, das war im 20. Jahrhundert gut, als ein Spital sich darauf beschränkte, den Patienten ein Bett zu geben, etwas zu essen und spirituellen Beistand bis zur Letzten Ölung. Und dem Arzt standen freundlicherweise Technik und Personal kostenlos zur Verfügung. Heute sieht das Spitalgesetz eben nicht vor, dass die Krankenhäuser mit der medizinischen Betreuung des Patienten nichts zu tun haben. Im Gegenzug hat das Gesetz die Rolle der Ärzte im Spital gestärkt. Die Ärzteräte wurden aufgewertet, Vertreter der Ärzteräte erhielten Sitz und Stimme in den Verwaltungsräten der Klinik-Träger, und der Generaldirektor des Krankenhauses muss ein Arzt sein, was die Bedeutung der Mediziner bei der integrierten Versorgung, um die es geht, unterstreicht.

Das CHL unterscheidet sich von den drei anderen großen Krankenhausgruppen dadurch, dass es in den Siebzigerjahren durch ein eigenes Gesetz als ausdrücklich öffentliches Spital gegründet wurde. Mit unter anderem auch einer Mission, Forschung und Lehre zu betreiben, und mit in erster Linie festangestellten Ärzten. Halten Sie das CHL für integrierter als die anderen Krankenhäuser?

Öffentlich sind im Grunde sämtliche Krankenhäuser. So werden sie finanziert, sie können nicht profitorientiert sein und leisten alle einen *service public*. Vielleicht funktioniert das CHL integrierter als die anderen, weil wir das schon immer so kennen,



Romain Nati: „Falls dezentralisiert wird, darf das nicht zulasten von Qualität und Effizienz der Spitäler gehen“

Gespräch mit CHL-Generaldirektor Romain Nati über die Klinikmedizin im 21. Jahrhundert und die Auseinandersetzung mit der AMMD über „schlanke“ Strukturen und die Nomenklaturkommission

die wichtigste Frage“

doch die anderen funktionieren immer mehr auch so. Schon weil der reglementarische Rahmen das will: Das Spitalgesetz zählt Klinik-Fachdienste auf und legt detailliert fest, wie sie zu funktionieren haben. Es beschreibt die Rechte und Pflichten der Ärzte und die allgemeine Medizinpolitik des Hauses, die der Medizinische Direktor durchsetzen muss. Es sieht Koordinations-Mediziner vor und erlegt den Ärzten auf, sich an die Empfehlungen von Qualitätssicherungs-Komitees zu halten. So gesehen, müssen alle Spitäler zur integrierten Versorgung tendieren. Der Unterschied gegenüber uns ist und bleibt, dass in den anderen drei großen Krankenhaus-Gruppen die Ärzte Belegärzte sind – Freiberufler, die einen Teil ihrer Aktivität im *Cabinet* haben. Im Spital-Perimeter aber findet eine Angleichung statt, denn alles andere würde nicht dem Spital im 21. Jahrhundert entsprechen. Übrigens steht im Spitalgesetz auch, dass „Centres de diagnostic“, also Mini-Spitäler, nicht genehmigt werden dürfen. Dezentralisierung neben den Krankenhäusern, wenn man sie will, ginge also in eine Richtung, die nicht der gesetzlich hinterlegten Bedarfsplanung entspricht.

Warum eigentlich?

Vielleicht konnten bislang durch diese Einschränkung kommerzielle Anbieter aus dem Ausland davon abgehalten werden, den hiesigen Ärzten das Wasser abzugraben?

Gibt es im CHL nur angestellte Ärzte oder auch Freiberufler?

Von rund 430 Ärzten sind 210 festangestellt. 150 sind Freiberufler und 70 sind Ärzte in Ausbildung, die ebenfalls angestellt sind. Dass wir auch freiberufliche Mediziner haben, hat verschiedene Gründe. Zum einen sind das Gynäkologen, die an die *Maternité* bereits gebunden waren, noch ehe diese mit dem damaligen *Hôpital municipal* zum CHL wurde. Zum anderen sind das Ärzte aus der Eicher Klinik, die dort schon waren, ehe sie mit dem CHL fusionierte. Die meisten freiberuflichen Ärzte werden bei uns mit Pauschalen bezahlt.

Ist es problematisch, neue Ärzte zu rekrutieren?

Ich würde sagen, es war vor zehn Jahren einfacher. Aber das ist ein europaweites Problem, und es stellt sich bei der Rekrutierung von Pflegepersonal auch, zum Teil sogar noch mehr als bei den Ärzten. Bisher haben wir es in Luxemburg immer verstanden, bessere Bedingungen zu bieten als das Ausland, denn wir sind nun mal abhängig vom Ausland. Klappt das eines Tages nicht mehr, wird es kritisch.

Die AMMD sagt, das sei schon jetzt der Fall, und ein Problem sei nicht nur, Ärzte zu finden, sondern auch gute Ärzte. AMMD-Präsident Alain Schmit erzählt, in seinem Krankenhaus seien 95 Prozent der eingehenden Bewerbungen nicht gut genug.

Das kann ich nicht teilen, wir können keine Qualitätsdefizite feststellen. Die Erwartungen ans Berufsleben haben sich geändert, die Auffassung von der *Work-life balance*. Aber das scheint mir in erster Linie eine Generationenfrage zu sein und nicht Mediziner-spezifisch.

Als die Generalinspektion der Sozialversicherung vor ein paar Jahren noch ausführlicher über die Einkommenslage der Ärzte informierte, sah man, dass festangestellte Mediziner im Landesvergleich deutlich weniger verdienen als Freiberufler. Sind die Verdienstmöglichkeiten im CHL attraktiv genug?

Das ist eine multifaktorielle Herausforderung. Grundsätzlich ist unsere Einnahmequelle dieselbe wie für freiberufliche Ärzte: Jeder Mediziner, ganz gleich mit welchem Statut, rechnet *à l'acte* ab und stellt in Rechnung, was die Gebührenordnung, die *Nomenclature des médecins*, an Tarifen enthält. Die Einnahmen daraus fließen bei uns in einen gemeinsamen Topf, Ärztegehälter finanzieren wir daraus. Im Durchschnitt verdienen festangestellte Spezialisten bei uns weniger als im Durchschnitt Freiberufler mit Aktivität in der Praxis und als Belegarzt in einem Spital. Auf der anderen Seite aber sind unter Freiberuflern die Einkommen von Fachsparte zu Fachsparte zum Teil sehr unterschiedlich. Im CHL dagegen kommt es nicht vor, dass ein festangestellter Arzt der einen Spezialität deutlich mehr verdient als ein Festangestellter einer anderen Disziplin.



„In den Spitälern wurden Mechanismen zum Qualitätsmanagement aufgebaut. Das war aufwändig, das lässt sich in kleineren Strukturen nicht ohne weiteres wiederholen“

Finden Sie es bemerkenswert, dass Ihre Ärzte es offenbar hinnehmen, als Angestellte weniger zu verdienen als ein Freiberufler?

Glücklicherweise ist das Einkommen für sie nicht das höchste der Gefühle, und sie legen auch auf andere Dinge Wert. Wir hatten schon erwähnt, dass das CHL eine Mission in Forschung und Ausbildung hat. Wer forschen möchte, kann das tun, und wir erleichtern das. Wir sind froh, gerade jene anzuziehen, die ihrer Arbeit beispielsweise eine akademische Dimension hinzufügen wollen, und sind überzeugt, dass das auch den Patienten zugute kommt. Das ändert aber nichts daran, dass in Luxemburg die Krankenhausmedizin aufgewertet werden muss, und mich stört sehr, was bestimmte Ideologen der AMMD seit einem Jahr um die Nomenklaturkommission aufführen, die über die Tarife in der Gebührenordnung diskutiert.

Wie meinen Sie das?

Mag sein, dass manche Ärzte finden, sie könnten sich besser entfalten, wenn sie auch außerhalb eines Spitals operieren könnten. Aber das ist nicht die entscheidende Frage. Sondern: Wie halten wir die Spitalmedizin attraktiv? Ganz abgesehen von Rekrutierungsproblemen wegen einer europaweiten Ärzteverknappung besteht die Gefahr, dass mehr und mehr Ärzte, die schon hier sind, es vorziehen könnten, sich keinem Spital anzuschließen, sondern nur im *Cabinet* tätig zu sein, dadurch keine Bereitschaftsdienste zu haben und sich ihren Arbeitsrhythmus selber einteilen zu können. Da sind wir gefordert. Bereitschaftsdienste müssen vergütet und auf mehreren Schultern verteilt werden. Das ist für die Krankenhäuser sicherlich wichtiger, als für manche Chirurgen eine Spielwiese draußen einzurichten.

Sind die Einkommensunterschiede zwischen verschiedenen Medizin-Fachsparten nicht auch ein Problem?

Stimmt. Als Patient sieht man, dass es immer schwieriger wird, bei bestimmten Ärzten einen Termin zu bekommen. Das ist zum Beispiel bei Augenärzten und Psychiatern so, aber auch bei Kinderärzten, und Allgemeinmediziner gibt es ebenfalls nicht genug. Wie der Zufall es will, findet man hier die Disziplinen, die in der Gehaltsskala der Ärzte eher unten stehen. Da sage ich: Ein Grund dafür ist vielleicht auch, dass diese Fachgruppen syndikalistisch nicht ausreichend vertreten worden sind und nicht dafür gesorgt wurde, die Vergütung ihrer Arbeit so zu gestalten, dass Ärzte dieser Fachrichtungen in ausreichender Zahl nach Luxemburg kamen. Denn dort haben die Bürger Probleme, einen Termin zu bekommen, dort liegen die Versorgungslücken. Von Notfällen ganz zu schweigen. Viele Patienten kommen dann in die Notaufnahmen der Spitäler und führen zu den Staus, die wir kennen.

Wieso sollte es Aufgabe der AMMD sein, diese Fachrichtungen besser zu stellen?

Als Berufsverband, der im Interesse derer agiert, die er zu repräsentieren vorgibt, wäre es ihre Aufgabe, finde ich. Wo aber sind ihre Vorschläge an die Nomenklaturkommission diesbezüglich? Falls es sie gab, können sie nicht weit genug gegangen sein, denn ausgerechnet an den Ärzten, die besonders schlecht gestellt sind, mangelt es.

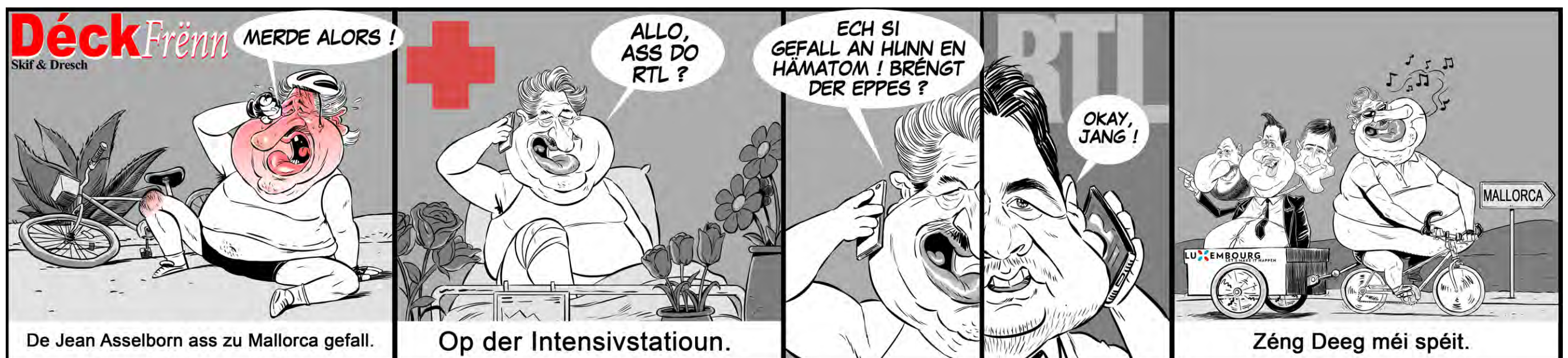
Die AMMD stört sich heute nicht zuletzt daran, dass ihren Reihen in der Nomenklaturkommission ein Vertreter des Krankenhausverbands zugerechnet wird. Das sind Sie.

Ja, und Michel Nathan aus Esch. Wir sind aber auch Ärzte. Wir kennen das Handwerk, aber auch den Krankenhausbetrieb, und wenn in der Nomenklaturkommission etwas entschieden werden soll, das auf den Krankenhausbetrieb Einfluss hat, wollen wir als Vertreter unseres Verbands mit-

reden. Wie ich schon sagte: Die Kliniken erhalten von der CNS ein Budget. Im außerklinischen Bereich dagegen rechnet der Arzt pro Akt ab. Erbringt er eine Leistung im Spital, rechnet er ebenfalls nach den Regeln des außerklinischen Bereichs ab. Eigentlich geht das hinten und vorne nicht auf, und die Gesundheitsreform von 2010 ging einen nur zaghaften Schritt, als sie den Reihen der Ärzte einen Vertreter der *Fédération des hôpitaux* zuschlug. Heute sagen wir: Wir wollen mehr Mitsprache bei den Tarifen der Ärzte. Denn ihre Höhe hat Einfluss auf die Aktivität und die Kosten der Spitäler, auf die Prozessabläufe, den Personalbedarf, den Materialverbrauch und die Liegedauer der Patienten. Und für mich als Betriebschef ist es eine Zumutung, wenn ich die Gehälter meiner angestellten Ärzte garantieren muss, aber nicht mitreden soll über die Höhe und den Inhalt der Tarife, die die einzige Quelle sind, aus denen die Gehälter sich speisen können.

Der Krankenhausverband sagt auch, erhält er nicht mehr Mitsprache zu den Tarifen der Ärzte, würde er es vorziehen, wenn es zwei Tarifordnungen gäbe, eine für die Krankenhausmedizin und eine für den außerklinischen Bereich. Was für Folgen hätte das für die Versorgung? Wäre es dann nicht mehr möglich, dass ein Arzt einen Patienten aus dem Cabinet in eine Klinik mitnimmt – was ein Vorzug des luxemburger Systems ist?

Ich denke nicht, dass dieser Vorzug in Gefahr geraten muss. Der Krankenhausverband würde auf jeden Fall dafür sorgen, dass Klinik-Belegärzte ordentlich vergütet werden. Ihre Vertreter würden mit am Tisch sitzen, wir würden mit ihnen an einem Strang ziehen. Eines ist sicher: Die Haltung der AMMD-Spitze zur Nomenklaturkommission ist außerordentlich bedauerlich, und ich hoffe, dass sie zu einem pragmatischen Ansatz zurückfindet.



Leitartikel

Keinen Einblick, keinen Durchblick

Ines Kurschat

Was steht im *Fichier central* der Polizei, der einem Kandidaten in einem Bewerbungsverfahren offenbar zum Nachteil wurde? Und handelt es sich dabei um dieselben „illegalen Datenbanken“, die ein Ex-Polizist via *Facebook* beanstandet hat? Ein Mann hatte an sich bei der Staatsanwaltschaft beworben, mit einem sauberen Strafreregister – dachte er. Im Vorstellungsgespräch kamen dann Vorwürfe der Beleidigung und der Körperverletzung auf den Tisch, die aber nie zu einem Ermittlungs- oder Strafverfahren geführt hätten. Wurden ihm Einträge in besagter Datenbank zum Verhängnis?

Die Aufregung, die jetzt insbesondere CSV und Piratenpartei ergriffen hat, ist verständlich, scheint der Eintrag weitreichende Folgen für den Mann gehabt zu haben. Dass geheime Daten über die berufliche Zukunft eines Bürgers entscheiden, ohne dass dieser sie kennt, er sie überprüfen, eventuelle Fehler richtigstellen beziehungsweise gegebenenfalls deren Löschung verlangen kann, ist an sich ungeheuerlich.

Die Problematik ist indes nicht neu. Sollten die Daten, die zur Ablehnung des Bewerbers führten, aus dem *Fichier central* stammen, gibt respektive gab es dafür eine Rechtsbasis: Ein Reglement von 1992 und das inzwischen reformierte Polizeigesetz.

Demnach dürfen solche Datenbanken von Ermittlungsbehörden angelegt, geführt und auch konsultiert werden. Allerdings war die entsprechende Verordnung zeitlich befristet – sie galt bis Juni 2018.

Noch wichtiger zu klären wäre, ob derlei Verordnungen nicht gegen Datenschutzgrundsätze verstoßen, wie das in der Europäischen Grundrechtecharta verbrieft informationelle Selbstbestimmungsrecht. Die Datenschutzkommission hatte in der Vergangenheit wiederholt Bedenken über die Art und Weise geäußert, wie das Polizeigesetz von 1992 den Umgang mit polizeilichen Datenbanken regelt: Die meisten beruhten auf zeitlich begrenzten Verordnungen. Auch die geplante Ausdehnung des polizeilichen Kameraüberwachungsprogramms Visupol bis weit in Wohnquartiere hinein und bis vor Redaktionsräumen ist der Regierung kein eigenes Gesetz wert.

Warum der Missstand den Abgeordneten der Mehrheitsparteien sowie der Opposition nicht früher aufgefallen ist, etwa bei den Beratungen zur Polizeireform oder zur EU-Direktive zur Datenerfassung bei Polizei und Justiz im Frühjahr 2018, wissen nur sie selbst. Die CSV erwähnte die erhebliche Rechtsunsicherheit polizeilicher Da-

tensammlungen in ihren Reden damals im Parlament jedenfalls nicht. Tatsächlich stimmten dieselben, die jetzt die Grundrechte in Gefahr sehen, in der Vergangenheit oftmals für erweiterte Polizeibefugnisse, die datenschutzrechtlich mindestens ebenso bedenklich sind, siehe die anlasslose Vorratsdatenspeicherung, die der Europäische Gerichtshof wegen ihrer Unvereinbarkeit mit Grundrechten 2016 kippte, die in Luxemburg aber immer noch nicht neu geregelt wurde.

Für die Regierung muss nun gelten, dass sie schnellstmöglich und gründlich Aufklärung schafft und die rechtliche Absicherung von Polizeidatenbanken grundsätzlich überdenkt. Der Fall ist zu wichtig, stellt er doch prinzipielle Fragen, weil er tief in die Grundrechte eines Einzelnen eingreift, als dass es mit einer zweiseitigen Antwort auf eine parlamentarischen Anfrage getan wäre, die zudem ihrerseits mehr Fragen aufwirft als sie beantwortet. Dass so etwas unter Blau-Rot-Grün geschieht, dass der zuständige Minister François Bausch in einem Interview sogar zugibt, „keinen Durchblick“ bezüglich der Rechtslage zu haben, demonstriert einmal mehr, dass der Regierungskoalition kaum ernsthaft an Transparenz gelegen ist. Oder nur an der, die sie arrangiert?

Zum hundertjährigen Jubiläum der Internationalen Arbeitsorganisation lobte Premierminister Xavier Bettel am Dienstag in einer längeren Ansprache vor der OIT-Konferenz in Genf den institutionalisierten Sozialdialog in Luxemburg, wo beim Stichwort „Generalstreik“ nicht an Arbeitskämpfe, sondern an den Widerstand gegen die Nazis gedacht werde – offenbar aber auch nicht an die Stahl-Tripartite. Am Beispiel von Elternurlaub, Gratiskinderbetreuung, Gratistransport und Rifkin-Studie veranschaulichte der Premier den staunenden Kollegen aus aller Welt, wie der soziale Friede zum wirtschaftlichen Erfolg beitrage. rh.



blog

OIT

- Personalien
- Personalie
- Politik
- Politik
- Politik
- Medien

Claude Meisch,

Erziehungsminister (DP), „verurteilt entschieden“, dass in einer im August 2015 erschienenen Auflage des Rechenbuchs *Clic & Maths 3^e* (De Boeck, Louvain-la-Neuve) die Namen zweier Mädchen, die in einer Sachaufgabe ihr Zimmer rosa anstreichen wollen, durch „Xavier“ und „Etienne“ ersetzt sind. Verantwortlich für die „homophoben Klischees“ sei „ein direkter Kontakt“ zwischen der Arbeitsgruppe des Ministeriums und dem Verleger gewesen. Das antwortete der Minister auf eine parlamentarische Anfrage von Franz Fayot (LSAP). Allerdings blieben der Minister (und der Abgeordnete) die Erklärung schuldig, wieso vier Jahre lang niemand unter den Lehrern, Schülern und Eltern Anstoß an der Rechenaufgabe genommen zu haben schien, bis die diskriminierende Straftat nun verjährt ist. rh.

Jean Asselborn,

Außenminister (LSAP), konnte am Mittwoch das Krankenhaus verlassen und seine diplomatische Arbeit wieder aufnehmen. Der dienstälteste Minister und laut Meinungsumfragen beliebteste Politiker des Landes war in seiner Freizeit auf der Mittelmeerinsel Mallorca schwer gestürzt (weitere Einzelheiten im Comic Seite 3). rh.

Carole Dieschbourg

Umweltministerin (Déi Gréng), versuchte am vergangenen Mittwoch im parlamentarischen Umweltausschuss, Unklarheiten zu ihrem Gesetzesentwurf in Sachen nukleare Haftungs-vorsorge auszuräumen. Die Abgeordneten forderten zudem das Rechtsgutachten einzusehen, das Grundlage des Entwurfs ist. Dieschbourgs Vorlage soll Luxemburger EinwohnerInnen ein Klagerecht auf Entschädigung einräumen, wenn es um Schäden geht, die durch einen nuklearen Unfall im Atommeiler Cattenom entstehen könnten. Gegen das Gesetz hatte die Handelskammer eingewandt, die zugrundeliegenden Definitionen des nuklearen Unfalls sowie der Haftbarkeit und Schuld seien juristisch nicht klar genug gefasst. Auch der Staatsrat hatte in seinem Gutachten vom März Präzisionen angemahnt, die Dieschbourg jetzt in Form von sieben Änderungsvorschlägen nachreichte. Luxemburg hat wie Irland und Österreich keine AKWs und internationale Atomhaftungsregelungen zwar unterzeichnet, aber nicht in nationales Recht umgesetzt. Dies unter anderem weil es die dort festgehaltene Entschädigungssumme von 700 Millionen bis 1,2 Milliarden Euro für viel zu niedrig hält. Die Atomkatastrophe in Fukushima/Japan habe gezeigt, dass die Kosten bei weit über 400 Milliarden Euro lägen, so Berichterstatter Henri Kox bei der Vorstellung des Entwurfs im Frühjahr 2018. Der Entwurf sieht einen unbegrenzten Kompensationsfonds sowie die Möglichkeit vor, auch 30 Jahre nach einem GAU noch Wiedergutmachungszahlungen einklagen zu können. ik

CO₂ aus Inlandsflügen

In Luxemburg könnten Flugtickets um bis zu 45 Prozent teurer werden und die Zahl der Flüge um 48 Prozent sinken, wenn in der EU auf den Flugverkehr eine CO₂-Steuer erhoben wird. Zu der Einschätzung kommt die Studie *Taxes in the Field of Aviation and their Impact*, für die im Auftrag der EU-Kommission abgeschätzt wurde, welche Auswirkungen verschiedene Besteuerungsmodelle in den EU-Staaten hätten. In Luxemburg wären sie – wie oben genannt – am größten, wenn der Akzisensatz von 33 Cent pro Liter nicht nur auf Kerosin erhoben würde, das Privatflieger tanken. Dann ginge auch das CO₂-Aufkommen aus dem Flugverkehr hierzulande um 48 Prozent wie die Zahl der Flüge zurück. Um drei Prozent nähmen CO₂ und die Zahl der Flüge ab, wenn auf Tickets drei Prozent TVA erhoben würden. Eine Steuer von einheitlich 7,47 Euro pro Ticket schließlich könnte die Zahl der Flüge wie das CO₂-Aufkommen um vier Prozent drücken. Möglicherweise aber sind die Schätzungen schon vom Ansatz her fehlerhaft. So behauptet die von dem niederländischen Institut CE Delft angefertigte Studie zum Beispiel, für „domestic flights“ innerhalb Luxemburg gälten drei Prozent TVA schon und nur für Auslandsflüge nicht. Die Sprecherin von Mobilitätsminister François Bausch (Grüne), Dani Frank, erklärte dem *Land*: „Wir kennen diese Studie nicht und wissen nicht, wo diese Zahlen herkommen.“ Die EU-Kommission hat die Studie auf ihrer Webseite veröffentlicht unter: https://ec.europa.eu/transport/modes/air/studies/air_en pf

Militärlazarett

Um auf Wunsch der USA die Militärausgaben zu erhöhen, hatte die Regierung vor vier Jahren den Bau eines Militärlazaretts angekündigt, das in Katastrophenfällen auch zivil genutzt werden könnte. Verteidigungsminister François Bausch (Grüne) und Gesundheits- und Ex-Verteidigungsminister Etienne Schneider (LSAP) eröffneten nun Ex-Verteidigungsminister Jean-Marie Halsdorf (CSV) und dem Escher Bürgermeister Georges Mischo, dass das Kabinett im September vergangenen Jahres beschloss, „exklusive Gespräche mit dem Centre hospitalier Emile Mayrisch“ in Esch-Alzette aufzunehmen. Diese „Infrastrukturpartnerschaft“ für Militär- und Katastrophenmedizin soll in nächster Zeit mit einem *Memorandum of understanding* besiegelt werden. rh.

Zeitmaschine

Glaubt man dem *Rôle des affaires* der Abgeordnetenkommission, dann ist dieser Tage Anlass zu einem kleinen Jubiläum: Im Juni 2007, vor zwölf Jahren, beantragte der Abgeordnete Claude Adam (Grüne) bei Parlamentspräsident Lucien Weiler (CSV), in einer parlamentarischen Anfrage mit Debatte von Erziehungsministerin Mady Delvaux-Stehres (LSAP) zu erfahren, welche Klassen am Nationalen Sportzentrum eingerichtet werden. Es ist die derzeit älteste unbeantwortete Anfrage des Parlaments, und Claude Adam ist seit 2018 nicht mehr Abgeordneter, Mady Delvaux-Stehres seit 2013 nicht mehr Ministerin und Lucien Weiler seit 2009 nicht mehr Parlamentspräsident. rh.

In Yad Vashem lernen



Erziehungsminister Claude Meisch (DP) und Richelle Budd Caplan, Direktorin für Europa der Internationalen Schule für Holocaust-Studien von Yad Vashem, unterzeichneten vergangene Woche ein Partnerschaftsabkommen. Dadurch werden Lehrern und Erziehern Fortbildungsmöglichkeiten und pädagogisches Material der Jerusalemer Gedenkstätte angeboten, um Jugendliche über das jüdische Leben, die Vernichtung der europäischen Juden und über den Antisemitismus zu unterrichten. Bisher hatten Erzieher vergleichbare Fortbildungsmöglichkeiten dank des Vereins Témoins de la 2^e génération und der belgischen Stiftung Merci (Foto: Menej). rh.

In eigener Sache

Die Jahresversammlung der Editions d'Letzeburger Land, des Verlags dieser Zeitung, nahm am Dienstag die Bilanz und Konten des Geschäftsjahrs 2018 an. Nach einem Verlust von 42 029,23 Euro im Jahr 2017 konnte das Unternehmen sein Ergebnis um 81 348,24 Euro verbessern und schloss mit einem Gewinn von 39 319,01 Euro ab. In einem wirtschaftlich schwierigen Umfeld, wie die rezente Einstellung der Wochenzeitung *Le Jeudi* zeigte, und trotz eines Rückgangs der Werbeeinnahmen um 21,83 Prozent stieg der Umsatz um 9,89 Prozent. Die Einnahmen der Wochenzeitung bestanden zu 32 Prozent aus Werbeeinnahmen, zu 26 Prozent aus dem Abonnement- und Kioskverkauf und zu 32 Prozent aus der staatlichen Pressehilfe. Die Ausgaben waren zu 58 Prozent Personalkosten und zu 18 Prozent Druckkosten. Der Verlag des *Letzeburger Land* gehört zu 100 Prozent einer gemeinnützigen Stiftung, der Fondation d'Letzeburger Land, so dass die Wochenzeitung weder die Gewinnerwartung von Aktionären befriedigen, noch den Anweisungen einer Partei oder Verlagsgruppe gehorchen muss. rh.



Reconquistador

josée hansen

« Épargnez-moi un peu », dit-il en esquissant un sourire, juste au moment où la porte de l'ascenseur se referme, « les temps sont déjà bien assez chahutés... » Pour ce portrait, nous venons de passer presque deux heures avec Frank Engel dans son bureau mansardé, sous les combles de cette maison historique de la rue de l'eau au centre-ville. Le dédale des couloirs du siège du parti est tapissé de vieilles affiches électorales, sur lesquelles se lisent l'air du temps et la fierté avec laquelle le « plus grand parti du pays » entrait à chaque échéance électorale au début du siècle. La « corporate identity » change, tout comme les couleurs dominantes (bleu-blanc-rouge, noir, orange), les logos et les slogans. Des galeries-photos des anciens dirigeants – surtout des hommes, à l'exception d'Erna Hennicot-Schoepges – rappellent tous ceux qui ont présidé aux destinées du parti chrétien-social. À l'entrée, cette affiche de 2004 avec un Jean-Claude Juncker tout frais, tête de liste et phénomène hors pair, domine toujours.

En contraste, le bureau de Frank Engel est étrangement vide et neutre, comme si son occupant pouvait changer à tout moment. Quelques piles de documents s'étaient sur un bureau fonctionnel. Des livres sont empilés par-ci, par-là, surtout des guides de voyage des pays qu'il fréquente – Iran, Kurdistan, Croatie, Mauritanie –, le *Luxemburger Wort*, le bilan du Film Fund... Sur une des piles, un collaborateur a posé une chemise transparente avec les annonces mortuaires du jour de membres décédés ; ici et là, une cravate pliée est prête à être enfilée au besoin. L'une le sera un peu plus tard dans la matinée de mercredi, Frank Engel étant invité pour une audience privée par le grand-duc. En attendant, il porte un costume foncé à fines rayures blanches et une chemise blanche impeccablement repassée. Frank Engel vapote. Régulièrement durant l'entretien. Son langage corporel est aussi contrôlé que sa rhétorique, ponctuée par des bons mots, des locutions latines, de petites provocations acides, des pics contre les autres partis. Tout ce qui le situe à mille lieues de l'amabilité avenante d'un Félix Eischen, son secrétaire général, ou d'un Serge Wilmes, le candidat malheureux à la présidence en janvier. À 44 ans, cheveux poivre et sel et barbe de trois jours, Engel ne fait pas sa relative jeunesse, mais semble sorti d'une autre époque. Sur sa page Wikipedia, il y a ce portrait génial de lui en 2012, regardant droit dans la caméra, sûr de soi et tenant un globe gonflable entre ses mains (on ne peut s'empêcher de penser à Charlie Chaplin dans *The Great Dictator*). Certains disent Frank Engel arrogant, trop éloigné des soucis des gens normaux. Il s'en défend, affirme au contraire : « Je voudrais que le CSV soit le parti des gens normaux, aussi des petites gens. »

Pour cela, il faudrait que le parti s'ancre à nouveau dans son temps. Comme le voulut jadis le Cercle Joseph Bech, au début des années zéro, dont il fut un des membres fondateurs, avec l'ambition d'être un *think tank* du CSV pour développer des idées et des positions politiques qui devaient forger une nouvelle identité de droite libérale pour le parti. Mais à cette époque-là, le parti, c'était Jean-Claude Juncker, et les autres organes n'étaient que des exécutants du programme de JCI, regrette Engel. Depuis le départ de cet *Übervater*, en 2014, le parti semble complètement désorienté. Aujourd'hui, il est temps pour un vrai renouveau, déclare Engel : « Et renouveau veut dire renouveau » dit-il. Avant de sourire : « Cela sonne un peu comme le 'Brexit means Brexit' de Theresa May, ce qui ne veut pas dire que les deux ne soient pas vrais... » Son constat : le CSV n'est plus le premier parti dans beaucoup de communes, les cartes des résultats électoraux aux européennes sont devenues plus bariolées. Pour Engel, il est évident que la droite – les droites, cela s'applique aussi aux partis-frères dans les pays voisins – ont négligé les sujets qui touchent les jeunes : l'urgence climatique, l'article 13 de la directive *copyright*... « Nous sommes en train de devenir le parti des retraités, c'est dramatique », regrette-t-il. Donc il organise d'abord des réunions des comités régionaux, « où parfois on discute pendant trois heures de thèmes actuels », puis des congrès régionaux, avant un

congrès extraordinaire le 19 octobre. Le but : positionner le parti sur les thèmes qu'il a trop souvent délaissés, parce que les partis de coalition en avaient la charge : la santé, l'éducation, la croissance économique (qu'il faudrait freiner), mais aussi l'intelligence artificielle ou la génétique. Des thèmes sur lesquels il faudrait aussi une orientation morale, que celui qui dit être croyant et aller à l'église « sans être assidu » trouve dans le C de chrétien. « Nous ne devons pas être sectaires ou bigots, mais nous

pouvons donner une direction », surtout sur des questions « existentielles ». Et le nombre de gens qui cherchent une certaine spiritualité aujourd'hui, que ce soit « dans le yoga ou le chamanisme » lui donnerait raison, estime Engel : l'humain a besoin de valeurs. Qui peuvent être ancrées « dans l'esprit des grandes religions » – il cherche par exemple aussi le contact avec la communauté musulmane. Pour Engel, le terme « conservateur » ne doit pas forcément être négatif : il observe, dépité, que Les Verts

sont dans l'air du temps en voulant conserver le patrimoine naturel – alors même que cela devrait être le cœur de cible du CSV. Qui n'arrive pas à se profiler comme parti écologiste. Dans les campagnes, les électeurs ont choisi Déi Gréng ou Charles Goerens au lieu du CSV.

D'échec en échec, le CSV devient-il anémique ? Après ses plus hauts scores de l'ère Juncker – 38 pour cent et 26 sièges au parlement en 2009 –

L'homme n'est pas incontesté, son ton tranchant souvent interprété comme hautain. La grande question est celle de sa légitimité : il n'a pas de mandat électoral national et n'en a jamais eu

le parti voit sa popularité dégringoler, à 21,1 pour cent aux européennes. Pourtant, Engel se dit pas si mécontent du résultat de la très jeune liste du CSV aux européennes, avec de nombreux nouveaux noms, sans grandes stars populaires comme le fut Viviane Reding (127 000 voix à elle seule en 2014). On sait qu'il avait eu du mal à la boucler, cette liste, qu'Isabel Wiseler-Lima a rejointe en dernière minute pour limiter la casse. « Disons que ça ne se bousculait pas au portique », commente Engel. Qui est satisfait que le deuxième siège ait pu être sauvé (par Wiseler-Lima justement). Il souligne plus particulièrement que la plus jeune candidate du CSV, Martine Kemp, encore étudiante, s'est classée huitième au niveau national, soit devant des gens comme l'ancien ministre socialiste Nicolas Schmit. De là à dire que le CSV perdrait tout son sang dans l'adversité ? Engel s'en défend et assure que le parti a toujours 10 000 membres. Il y en a certes qui meurent, mais d'autres le rejoignent, même si les militants ne le sont plus à vie, comme jadis. « La 'vague de démissions' qu'on a voulu insinuer après mon élection était toute relative. Il y en a eu exactement six, dont quatre s'appelaient ... Wilmes »

Néanmoins, il ne faut pas être dupe. Dans l'opposition, un parti est forcément moins attractif pour de nouvelles recrues douées qu'il ne l'est en étant au pouvoir. Le DP en avait fait l'expérience douloureuse après 2004, ayant eu du mal à occuper toutes les fonctions en 2013. Bien sûr, concède Engel, s'il n'a plus de postes de conseiller de gouvernement à offrir et si les chances d'être élu diminuent avec le nombre de mandats qui reviennent au parti – il fut un temps où plus de la moitié des candidats aux législatives se retrouvaient soit au Parlement, soit au gouvernement – le CSV devient moins attractif pour les talentueux jeunes loups qui se dédient à la politique. Fils d'un marchand de voitures et d'une secrétaire, ayant grandi à Diekirch, le juriste formé à Bruxelles et à Metz, avait lui aussi bien essayé différentes orientations au début de sa carrière, de la très à gauche Union des étudiants luxembourgeois (Unel) en passant par les Verts, avant de travailler pour Jacques Santer à Strasbourg. Avant de devenir secrétaire au groupe parlementaire CSV, d'abord sous Lucien Weiler puis sous Michel Wolter. Aujourd'hui, il rêve de rendre le parti « cool » – et de le rajeunir. Il le fait d'abord via les organes du parti, constatant que les « anciens » sont désormais ceux qui constituent le groupe parlementaire, dont la très grande majorité avaient été ministres ou députés à l'ère JCI. Et il promet qu'il veut rassembler, réunir toutes les tendances au sein du parti, les libéraux et les cléricaux, les syndicalistes et les avocats d'affaires. Incluant expressément ceux qui avaient voté pour Serge Wilmes.

Mais l'homme n'est pas incontesté, son ton tranchant souvent interprété comme hautain. La grande question est celle de sa légitimité : il n'a pas de mandat électoral national et n'en a jamais eu. Est-ce que la majorité de 54 pour cent des délégués du CSV est un ancrage suffisant pour que les militants le suivent ? Par exemple dans son rêve de créer un poste de président à plein temps, donc payé (alors qu'il s'agit de bénévolat aujourd'hui) ? « La question se posera d'ici mai 2020 », tempère Frank Engel. D'ici-là, il vit de son indemnité transitoire du Parlement européen.



Frank Engel au siège du CSV, ce mercredi

À 44 ans, Frank Engel a fait de la présidence du CSV son métier, avec l'objectif de ranimer la vieille dame. Loin d'être le type accommodant, il ne peut pourtant que comptabiliser les échecs

Der Mobilitätsminister will die Zahl der Verkehrstoten auf Null senken. Ein Ziel, das eher politisch-ethisch zu verstehen ist denn als bald umsetzbar

Vision Zero

Ines Kurschat

„Wir müssen über den Pömille-Grenzwert reden“, fordert Raymond Schintgen. Für den Präsidenten der Association victimes de la route (AVR) steht fest: Neben Rasen und riskanten Fahrmanövern bleibt der übermäßige Alkoholkonsum die Hauptursache für tödlich verlaufende Verkehrsunfälle, die es zu bekämpfen gelte. „Am vergangenen Wochenende scheint Alkohol auch wieder eine Rolle gespielt zu haben.“

Am Sonntag waren Sanitäter zu einem verunglückten Wagen auf der Strecke zwischen Koetschette und Grevels geeilt, der gegen einen Baum geprallt war. „Die Rettungsdienste konnten nur noch den Tod einer Person feststellen“, steht im Polizeibericht. Bei dem Toten handelte es sich augenscheinlich um den Beifahrer. Eine Hundestaffel fand fast drei Stunden später den mutmaßlichen Unfallfahrer. Der polizeilich angeordnete Atemtest fiel positiv aus, gegen den Mann ermittelt jetzt die Staatsanwaltschaft.

Schaut man in die Statistik, die Polizei, Statistisches Amt Stateg und Mobilitätsministerium Anfang Mai veröffentlichten, waren von 31 tödlich verlaufenden Verkehrsunfällen mit insgesamt 36 Verkehrstoten im vergangenen Jahr drei auf zu viel Alkoholkonsum zurückzuführen, aber beinahe die Hälfte der tödlichen und ein Viertel der Unfälle mit Schwerletzten auf zu schnelles Fahren. Für Schintgen ist das kein Widerspruch. „Alkohol und überhöhte Geschwindigkeit gehen oft Hand in Hand.“ Er fordert einen Grenzwert „wie bei anderen Drogen“ von null Promille. Derzeit liegt der erlaubte Höchstwert bei 0,5 Promille. Dass er damit bei Weinfreunden und in der Öffentlichkeit anecken dürfte, weiß der AVR-Präsident: „Auch in meinem Vorstand findet mancher meine Forderung übertrieben.“ Er rechtfertigt ein striktes Alkoholverbot mit den Unfallzahlen: „Es heißt immer: Es sind ja bloß ein, zwei Gläser Wein. Aber hinter jedem Unfall steht großes Leid. Jedes Leben, das wir verlieren, ist eines zu viel.“

Ambitiöses Ziel

Fast zwanzig Jahre ist es her, dass die Europäische Kommission angesichts von 41 000 Verkehrstoten im *Weißbuch zur Verkehrspolitik 2001* beschloss, die Zahl bis 2010 auf 20 000 zu halbieren. Weil das Ziel nicht erreicht wurde, wurde die Frist bis 2020 verlängert. Mobilitätsminister

Es gibt kein Allheilmittel gegen Verkehrsunfälle. Gefragt ist ein Mix aus Repression durch Polizeikontrollen und Radare, wirksamen Schutzmaßnahmen sowie eine gute Schulung speziell für Fahranfänger

François Bausch (Déi Gréng) will noch mehr: *Vision Zero*, null Verkehrstote für Luxemburg, lautet das Ziel seiner Kampagne, die er Mitte Mai zusammen mit dem neu aufgelegten Aktionsplan für Straßensicherheit vorgestellt hat. Elf Ziele und 31 Maßnahmen, sowohl präventiven als auch repressiven Charakters, die der Rundtisch Sécurité routière mit Ministeriumsvertretern, Polizei und Staatsanwaltschaft, dem Automobilclub ACL und der AVR für die nächsten fünf Jahre bis 2023 erarbeitet hat, sollen helfen, die Herausforderung zu meistern. Streng genommen hat Luxemburg das EU-Ziel der Halbierung erreicht: 2001 lag die Zahl der Verkehrstoten hierzulande noch bei 70. Doch gegenüber 2017 ist sie mit zuletzt 36 wieder gestiegen, und zwar um fast sieben Prozent.

„Ein einziger schwerer Unfall mit mehreren Toten und die Statistik schnell in die Höhe“, weist Paul Meyers auf die Schwierigkeiten hin, Trends angesichts der überschaubaren Größe des Landes verlässlich zu messen. Er ist Leiter der Administration des enquêtes techniques (AET), die Unfallursachen im Flug-, Zug- und Straßenverkehr untersucht. Das Amt besteht seit 2008; seit 2017, mit der Schaffung der Tram, wurde die Befugnisse so ausgedehnt, dass die Spezialisten auch im Straßenverkehr aktiv werden können: Sie analysieren Unfallhergänge auf der Grundlage von Daten, die

ihnen Polizei und Staatsanwaltschaft zukommen lassen und leiten daraus Empfehlungen für die Politik ab. Ihr Bericht, der im Mai veröffentlicht wurde, sei wegen der geringen Fallzahlen mit Vorsicht zu lesen, betont Meyers: „Trends lassen sich daraus nur bedingt ableiten“.

Dennoch gibt der Bericht Hinweise auf Gefahrenstellen, Risikogruppen und -faktoren, die Polizei und AVR ebenfalls beanstanden. Auffällig häufig in Unfälle verwickelt sind junge männliche Fahrer, die ihren Führerschein noch nicht lange besitzen, schnelle Autos fahren und sich und ihr Fahrkönnen offensichtlich überschätzen: Laut amtlicher Statistik zeichnet die Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen für nahezu ein Viertel der tödlichen und rund ein Fünftel der schweren Unfälle verantwortlich; zählt man die 25- bis 34-Jährigen hinzu, steigt die Quote gar auf fast die Hälfte aller tödlichen Verkehrsunfälle.

Männlich, jung, rücksichtslos

Doch die Geschwindigkeit flächendeckend zu senken, wie das etwa Schweden getan hat, das seit 1997 das Ziel null Verkehrstote verfolgt und weltweit die geringsten Fallzahlen tödlicher Verkehrsunfälle vorweisen kann, will der Minister nicht. Er setzt auf Geschwindigkeitsbegrenzungen in Einzelfällen, dort, wo sich Unfälle häufen. Und auf mehr Radare. So soll beispielsweise die Geschwindigkeit auf der N7 vereinheitlicht werden. Auf der N12, auf der wie auf der N8 immer wieder Fahrer tödlich verunglücken, sollen weitere Radare installiert werden. Fixe Radare sollen ausgebaut und der Punkteführerschein soll reformiert werden. Auf dem Programm stehen strengere Strafen für Raser und für die Handynutzung am Steuer. Und ein neuer Straftatbestand für Gaffer, die Unfallstellen und Rettungsdienste durch ihre Sensationsgier behindern. Noch sei nichts druckreif, betont Manuel Ruggiu, Geschäftsführer der Société nationale de circulation automobile (SNCA), zuständig für Führerscheinprüfungen und bei den Beratungen mit am Tisch: „Junge Risikofahrer zu erkennen, ist schwierig, denn sie fahren eher selbstbewusst und fallen in der Prüfung selten auf“, so Ruggiu. Eine Untersuchung des deutschen ADAC (der Automobilclub Lëtzebuerg betreibt laut Pressestelle keine eigene Unfallforschung) von 2012 belegt: Viele Unfälle junger Fahrer passieren nachts auf dem Weg

nachhause (so genannte Disko-Unfälle) durch „Manöver, welche durch die fehlende Erfahrung bei kritischen Situationen zu einem schwerwiegenden Verlauf“ führten. Etwa das Überholen bei schlechten Sichtverhältnissen, oder ein Tempo, das nicht den Kurvenverhältnissen angepasst ist. Ein Klassiker auch auf Luxemburgs Straßen.

„Alarmierend“ nannte es der ADAC, dass doppelt so viele Baumkollisionen bei Fahranfängern registriert würden als im Durchschnitt aller Unfälle. Bäume am Straßenrand hat auch die AET als einen „Faktor der Infrastruktur“ ausgemacht, der zu tödlich verlaufenden Unfällen beitrage. Die Spezialisten empfehlen einen Sicherheitsabstand von mindestens 4,5 Metern zur Straße, Schutzplanken sowie Geschwindigkeitsbegrenzungen in Gefahrenzonen. Was unter Verkehrsexperten unbestritten ist, dass Baumkollisionen wegen dem harten Anprall zu besonders schweren, wenn nicht tödlichen Verletzungen führen und deshalb direkt am Straßenrand nicht hingehören, wird von der Öffentlichkeit kontrovers gesehen, zumal wenn es sich um alte Baumbestände handelt.

„Für mich ist unbegreiflich, dass in einen Unfall verwickelte Bäume, die kurzfristig herausgenommen wurden, teils an den gleichen Ort zurückgepflanzt werden“, sagt Raymond Schintgen. Wie oft das in der Vergangenheit geschehen ist, ist aber unklar. Insgesamt hat das Straßenbauamt Ponts et chaussées von 2017 bis heute 862 Bäume aus Sicherheitsgründen weggenommen. Auch das Vorhaben, schützende Leitplanken zu installieren, setzen Ministerium und Ponts et Chaussées nach Meinung der AVR zu langsam um. Laut Mobilitätsministerium sind 2017 Leitplanken von insgesamt rund elf Kilometern errichtet worden, davon 3,5 Kilometer zur Absicherung von Bäumen, 2018 kamen fast elf Kilometer hinzu, weitere rund 32 Kilometer sind für dieses Jahr geplant.

Für Motoradfahrer wichtig sind Leitplanken, die ein Durchrutschen unter der Planke verhindern und auch nicht so niedrig angebracht sind, dass sie sich zu einer gefährlichen Rampe für aufprallende Vehikel entwickeln, so wie das im Januar vergangenen Jahres auf der A7 Richtung Colmar-Bierg geschah. Ein Auto stieß gegen die Leitplanke, flog durch die Luft und kollidierte 53 Meter weiter mit einem Schild. Der 34-jährige Fahrer und die beiden Beifahrer waren auf der Stelle tot.

Zero Toleranz

Null Toleranz lautet die Devise, wenn es um Drogen am Steuer geht. Aber nicht für alle Drogen, denn der Grenzwert für Alkohol liegt in Luxemburg wie in den Nachbarländern Belgien, Deutschland und Frankreich bei 0,5 Promille. Wer dagegen beim Fahren unter Einfluss von Cannabis oder einer anderen psychoaktiven Substanz im Blut erwischt wird, riskiert Führerscheinentzug und eine saftige Geldstrafe. Der kategorische Ansatz findet breite Zustimmung, von der AVR bis zur Polizei. Mit gemischten Gefühlen sieht die Polizei die geplante Legalisierung von Cannabis. „Ich kann mir kaum vorstellen, dass der straffreie Cannabiskonsum zu weniger Fällen von Cannabis am Steuer führen wird“, spricht der Verkehrssicherheitsexperte der Polizei, André Schaack, die Sorgen vieler KollegInnen aus. Mobilitätsminister Bausch beruhigt sie: Es seien bei einer Legalisierung von Cannabiskonsum keine Änderungen der Grenzwerte geplant, hatte er auf der Pressekonferenz im Mai betont. Es gehe ihm aber nicht darum, festzustellen, ob jemand vor zwei Wochen konsumiert habe, wie das mittels einer Haaranalyse nachgewiesen werden kann. Sondern um *in flagranti*-Fälle, also Autofahrende, die auf frischer Tat dabei ertappt werden, unter Cannabiseinfluss zu fahren, präzisiert Bauschs Sprecherin Dany Frank gegenüber dem *Land*. Eine Arbeitsgruppe soll sich mit den Details befassen, wie der Ansatz praktisch umzusetzen sei. Zudem sei eine Sensibilisierungskampagne geplant.

Da lohnt es sich womöglich, die Frage nach dem richtigen Grenzwert im Zuge der Vorbereitungen der Legalisierung in der Arbeitsgruppe doch noch einmal genauer zu studieren. In Deutschland galt lange der Grundsatz, wer einmal mit Cannabis am Steuer erwischt wurde, war den Führerschein los. Nach bisheriger Rechtsprechung war dies bei Cannabis generell schon dann der Fall, wenn Autofahrer/innen einmalig mit einem Nanogramm Tetrahydrocannabinol (THC) je Milliliter Blutserum erwischt wurden. Doch weil Fahrer, die wegen Cannabis am Steuer ihre Fahrerlaubnis verloren, sich ungerecht behandelt fühlten und gegen den strengen Grenzwert klagten, berief die Bundesregierung 2015 eine Expertengruppe ein.

Die mit Spezialisten verschiedener Fachgesellschaften besetzte Grenzwertkommission schlug daraufhin einen Grenzwert von drei Nanogramm THC vor. Dies begründete die Kommission unter anderem damit, dass der bisherige Grenzwert auch noch nach mehrtägiger Cannabisabstinenz erreicht werden kann. Das Bundesverwaltungsgericht hielt dennoch an dem bisherigen Grenzwert fest, lockerte aber die Konsequenzen eines Verstoßes. „Allein der erstmalige Verstoß gegen die gebotene Trennung von Konsum und Fahren rechtfertigt in der Regel nicht die Annahme, dass sich der Betroffene als ungeeignet zum Führen von Kraftfahrzeugen erwiesen hat“, heißt es in dem neuen Urteil vom 11. April. Auch ein einmaliger Verstoß begründete aber Bedenken gegen die Fahreignung. Dem müsse die Fahrerlaubnisbehörde nachgehen, in der Regel werde hierfür eine medizinisch-psychologische Untersuchung erforderlich sein. ik



Je nachdem, wie Straßeninfrastrukturen beschaffen sind, ob wirksame Schutzmaßnahmen bestehen oder nicht, können die Folgen eines Unfalls mehr oder weniger gravierend ausfallen

Das Erfolgsrezept der Piratenpartei

Give us a voice



Angelkommen: die beiden Piraten-Abgeordneten Marc Goergen und Sven Clement

Romain Hilgert

Bei den Landes- und Europawahlen im Herbst 2018 und im Frühjahr 2019 hatten zwei Parteien für Überraschung gesorgt: die CSV mit ihrem unerwarteten Desaster und die Piraten, die einen unerwarteten Durchbruch schafften und mit 7,7 Prozent der Wählerstimmen zwei Parlamentsmandate erhielten.

Die Piratenpartei, die nicht wie LSAP, KPL und Linke das variable Kapital, nicht wie DP und Grüne das konstante Kapital, sondern das immaterielle Kapital schützen wollten, sind eine lokale Franchise der nord- und mitteleuropäischen Piratenbewegung. Anfang 2006 hatte der Informatikunternehmer Rickard Falkvinge in Schweden die Piratpartiet als Reaktion auf ein von der Unterhaltungsindustrie gegründetes Antipiratenbüro, die Verschärfung des Urheberrechts auf Musik und Filme im Internet und auf den EU-Beschluss zur Vorratsdatenspeicherung gegründet. Im gleichen Jahr wurde die Piratenpartei Deutschland gegründet, die von jüngeren Männern, eher Selbstständigen als Beamten, gewählt wurde, aber auch „eine große Zahl von Randwählern gewinnen konnte, für die der Unmut über die etablierten Parteien ausschlaggebend war“ (O. Niedermayer, *Die Piratenpartei*, Wiesbaden, 2013).

Die Schüler und Studenten, die vor zehn Jahren hierzulande die Piratpartei gründeten, versprachen als neuen Inhalt eine neue Form von politischer Transparenz und direkte Bürgerbeteiligung dank Internet. Aber von Anfang an war die Piratenpartei zuerst ein Wahlverein, um den Jugendtraum ihres Gründers Sven Clement zu erfüllen: ins Parlament gewählt zu werden und dort Politiker zu spielen, im ordentlichen Anzug salbungsvolle Reden über alles und nichts zu halten. Die Zauberformel ihres Erfolgs wurde grenzenloser politischer Opportunismus, für den Sven Clement als stets lächelndes Gesicht der Partei stand, gepart mit hochprofessionellen Werbekampagnen, für die der Generalsekretär und Inhaber einer Werbefirma Marc Goergen stand.

Der entscheidende Durchbruch der Piratenpartei bei den Landeswahlen 2018 ist darauf zurückzuführen, dass es ihr in den letzten Wochen vor den Wahlen gelang, mit dreister Sozialdemagogie benachteiligte Wähler und Erstwähler als Antipartei anzusprechen, die kaum noch etwas mit der Partei der *Computer-Nerds* früher Tage gemein hatte. Dazu passte sie sich an den Trend der Zeit an und machte einen Schwenk nach rechts, den libertäre Auffassungen stets nahelegen.

In den vergangenen Wochen wurde viel über Streit in der Piratenpartei berichtet. Aber dies gehört zum Alltag neuer Parteien, da sie ihren politischen Standort suchen müssen und Frustschleudern anderer Parteien anziehen: Von der Gründung 1983 bis zur Vereinigung 1995 brauchten die Grünen mehr als Jahrzehnt: die Geschichte der ADR ist nicht zuletzt die Geschichte der Josy Simon, Aly Jaerling, Fernand Rau, Hilda Rau-Scholtus, Jacques-Yves Henckes, Jean Colombero, Joe Thein...

Laut 1 096 Ende Oktober und Anfang November 2018 von TNS-Ilres für die Wahlanalyse der Uni-

Als neue ADR wirbt die ehemalige Partei der Computer-Nerds plötzlich für die geschundene Kreatur

versität befragten Wählern (*d'Land*, 29.3.2019) waren die Piraten die einzige Partei, deren Wähler zu zwei Drittel unter 35 Jahre alt sind. Es war auch die einzige Partei, die zu drei Viertel von Lohnabhängigen gewählt wurde. Am meisten ähnelten die Piraten-Wähler den ADR-Wählern, da laut Selbsteinschätzung 13 Prozent sich zur Arbeiterklasse zählten, 42 Prozent zur unteren Mittelklasse, gegenüber bloß sieben beziehungsweise zehn Prozent im Durchschnitt aller Parteien, niemand zur Oberklasse. 31 Prozent der Piratenwähler gaben an, weniger als 3 000 Euro zu verdienen, drei Mal so viel wie im Durchschnitt aller Parteien. Bei keiner anderen Partei hielten so viele Wähler (40 Prozent) die wirtschaftliche Lage für schlecht, doppelt so viele wie im nationalen Durchschnitt.

Dieses Wählerprofil wurde durch die Korrelation zwischen dem Ergebnis bei den Europawahlen vor einem Monat und den sozialen Verhältnissen in den 102 Gemeinden nicht nur bestätigt, sondern im Vergleich zu den Landeswahlen im Oktober sogar noch geschärft. Vielleicht weil der Wahlkampf unter dem Einfluss vom landesweiten Wahlbezirk profitierender Kandidaten wie des von dem rechten Boulevardblatt *Lëtzebuerg privat* geförderten Daniel Frères radikalisiert worden war. Zwischen dem Arbeiteranteil der Gemeinden und dem Wahlergebnis lag die Korrelation für die LSAP bei $R=+0,21$, für die KPL bei $R=+0,47$ und für die Piraten bei $R=+0,71$ (*d'Land*, 31.5.2019). Im Umwerben von Opfern der neoliberalen Globalisierung erschienen die Piraten als Neuauflage der ehemaligen Rentenpartei ADR. Die Wähler der Piraten waren aber deutlich jünger als die ADR-Wähler, zählten nur drei Prozent Rentner gegenüber 40 Prozent bei der ADR und verdienten weniger und interessierten sich weniger für Politik als die ADR-Wähler.

Nur 58 Prozent der von TNS-Ilres befragten Piraten-Wähler erklärten sich mit der Demokratie im Land zufrieden, so viel wie ADR-Wähler, während die Wähler der anderen Parteien zu weit über 70 oder gar 90 Prozent mit der Demokratie, das heißt mit den herrschenden Verhältnissen zufrieden waren. Nur ein Drittel (31 Prozent) der Piraten-Wähler gab an, sich für Politik zu interessieren. Zwei von drei Piraten-Wählern entschieden sich erst in der letzten Woche vor den Wahlen, gegenüber 39 Prozent im Durchschnitt. Nur acht Prozent der Piraten-Wähler hatten schon 2013 für die Piraten gestimmt. 24 Prozent der Piraten-Wähler waren jugendliche Erstwähler, mehr als bei jeder anderen Partei, vier Mal mehr als bei der ADR. Vielleicht fanden sich in der als Antipartei aufgetretenen Piratenpartei auch vorübergehend Wähler wieder, die sonst völlig unsichtbar in der Politik, den Umfragen und den Medien sind, wie Lehrlinge, junge



Ein Leben lang in Fesseln: Kampagne des Piratenpolitikers Daniel Frères

Arbeiter, Schulabbrecher. Daneben kamen 16 Prozent der Piraten-Wähler von der CSV, 16 Prozent von der LSAP, zwölf Prozent von der ADR und jeweils acht Prozent von Grünen und DP.

Die Mitgliedschaft der Piratenpartei entspricht in ihrer sozialen Zusammensetzung keineswegs

ihrer Wählerschaft. Die führenden Leute sind fast alle selbstständige Firmeninhaber. Entsprechend sind die Wahlprogramme eine Mischung aus mittelständischem Reformismus, libertären Höhenflügen und digitalen Freiheitsversprechen. Aber die Piraten-Wähler lesen keine Wahlprogramme, weil sie sich nicht für Politik

zu interessieren. Deshalb versprach die Partei im Wahlkampf 2018 mit der schrillen Ästhetik der Boulevardpresse neben Gratistransport „Police stärken – Sécherheet fir jiddereen“, „Lëtzebuerger Sprooch respektieren: fir jiddereen“, „Upassung vun der Mindestrent“, „E sozialen Index fir déi, déi e brauchen“ und ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Unter dem Einfluss des von Jean Colombero Partei für integrale Demokratie zugewanderten Immobilienmaklers und Remicher Gemeinderats Daniel Frères spielt der Tierschutz eine herausragende Rolle. Aber nicht als Teil, sondern als Gegenteil der Umweltschutzbewegung: Während die wirtschaftlich besser gestellten Grünen den Planeten, die Biosphäre und die Artenvielfalt im großen Ganzen zu retten versprechen, versprechen die Piraten, das einzelne Haustier, den *Mupp*, als geschundene Kreatur zu retten, so wie auch viele Piraten-Wähler geschundene Kreaturen sind, die den Produktivitäts- und Wettbewerbsansprüchen nicht gerecht zu werden wissen. Für viele Hilflose sind Hund und Katzen das einzige Mittel, um noch Hilfloseren ihre Fürsorge zeigen zu können. Der Tierschutzverein, mit dem der Europakandidat Daniel Frères Wahlkampf machte, heißt Give us a voice. Ursprünglich war damit die Forderung verbunden, der stummen Kreatur eine Stimme zu geben. Aber nun versprach die Piratenpartei den wirtschaftlich und sozial zu kurz gekommenen, nicht eine Stimme zu verleihen, sondern in ihrem Namen zu sprechen – wenn diese der Piratenpartei ihre Stimmen geben.

JOURNÉE PORTES OUVERTES

SAMEDI

15 JUIN 2019

DE 10H À 18H

EXPOSITION EXCEPTIONNELLE

Atelier « billets et pièces »

Jeux - Animations - Restauration


 BANQUE CENTRALE DU LUXEMBOURG
 EUROSISTÈME

2, boulevard Royal L-2983 Luxembourg www.bcl.lu

Österreich

Ibiza ist weit



Am Mittwoch stellte Österreichs neue Bundeskanzlerin, Brigitte Bierlein, die Übergangsregierung im Nationalrat vor

Irmgard Rieger, Graz

Das war nun nicht nur für österreichische Verhältnisse rasant: Vier Regierungen in zwei Wochen, das Scheitern der fatalen politischen Größe Heinz Christian Strache an seiner moralischen Selbstentblößung auf Ibiza, eine geplatze Koalition, die Implosion der Freiheitlichen Partei FPÖ mit völligem Rückzug der freiheitlichen Ministerriege aus der Restregierung, der Sturz von Kanzler Kurz und seiner kurzzeitigen Übergangsregierung nach einem Misstrauensvotum des Parlaments –und dann der Überraschungscoup von Präsident Alexander van der Bellen: In einer atemlosen, fast hysterischen Zeit weiß der erfahrene Parlamentarier die Trümpfe der Verfassung auszuspielen und bringt die aus den Fugen geratenen Verhältnisse wieder auf den Boden.

Er machte aus der Not (keine der kanzlerfähigen Parteien hätte eine Mehrheit im Parlament hinter sich gehabt) eine Tugend. Van der Bellen wagte das Experiment „Expertenregierung“ und setzte als Regierungschefin die Verfassungsjuristin Brigitte Bierlein ein, die ein Kabinett aus erfahrenen Beamten zusammenstellte. Nicht ohne dem (vorerst) gefallenen Jungstar Kurz noch die Lehre hinterherzurufen, dass auch ein politisches Talent nicht davor zurückschrecken sollte, den Dialog mit Freund und Feind, sprich, die parlamentarische Auseinandersetzungen, als Kern des demokratischen Gefüges zu respektieren.

Bierlein und ihre Minister gingen zügig ans Werk, die Übergangskanzlerin rief das Motto „Stabilität“

aus. In unübersichtlichen Zeiten wird gerne Grundsätzliches beschworen – und liegt der Rückgriff auf Klassiker nahe. So beschwor Kanzlerin Bierlein zu Beginn der ersten Sitzung des Nationalrates nach ihrem Antritt niemanden Geringeren als den römischen Staatsmann Cicero: „Nichts hält das Gemeinwesen besser zusammen als die Verlässlichkeit“. Gleichzeitig bat sie um das Vertrauen der versammelten Volksvertretung: „Für Verlässlichkeit stehen wir, und um Vertrauen werben wir“, und dazu will sie den Vorteil nutzen, „kein Wahlprogramm abarbeiten zu müssen.“

Zu stabilisieren gibt es genug. Denn 44 Wochen Türkis-Blau verfolgten eine Politik, die sich als Re-

44 Wochen Türkis-Blau verfolgten eine Politik, die sich als Reformprojekt stilisierte und doch nur Neoliberalismus im neuen Outfit feierte

formprojekt stilisierte und doch nur Neoliberalismus im neuen schicken Outfit feierte. Die Kurz-Kickl-Koalition trieb die Abschaffung der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung voran und betrieb permanente Scharfmache bei den Themen Sicherheit, Asylwesen und Migration. „Politik gegen Sozialstaat und Menschenrechte“ nennt dies Armin Thurnher, Chefredakteur der Wiener Wochenzeitung *Falter*.

Doch schon in der ersten Parlamentssitzung macht die parteiunabhängige Übergangsregierung mit glaubwürdigem Respekt vor dem „Hohen Haus“, an dem „das Herz der Demokratie schlägt“, die Alltagserfahrung. Im Nationalrat herrscht nach dem Ibiza-Chaos das freie Spiel der Kräfte, mit anderen Worten: Es ist Wahlkampf. Die vom jüngsten Altkanzler der Geschichte, Sebastian Kurz, verlassene Volkspartei versucht, das gescheiterte rechts-rechte Bündnis und seinen Anteil an der Misere vergessen zu machen, indem sie auf Distanz zu den Freiheitlichen und zum Angriff übergeht.

Die Fama geht von einer „Rendi-Kickl-Koalition“: Die sozialdemokratische Parteivorsitzende Pamela Rendi-Wagner habe mit dem Ex-Innenminister Herbert Kickl „gepackelt“, um die Regierung zu stürzen, das deute auf eine künftige rot-blaue Koalition hin. Überhaupt sei die Ibiza-Affäre mit „Silberstein-Methoden“ eingefädelt worden – eine Anspielung auf desaströses „dirty campaigning“ der SPÖ im vergangenen Wahlkampf, für den der umstrittene, mittlerweile inhaftierte Politikberater Tal Silberstein gewonnen wurde. Das alles soll sug-

gerieren: Der Schmutz liegt auf der anderen Seite. Die saubere, erfolgreiche jugendliche Kurz-ÖVP hat damit nichts zu tun.

Die Sozialdemokraten haben dem nichts entgegensetzen. Chefin Rendi-Wagner zieht bemüht beherzt, aber ziellos und mit wenig Rückhalt bei den Genossen in den Wahlkampf und scheint wenig Vertrauen in die roten Kernthemen zu haben. Dabei hat gerade die implodierte Koalition mit ihrer systematischen Demontage des Sozialstaates ein paar Trümpfe aufgelegt: soziale Gerechtigkeit, Bildung, Chancengleichheit – es gibt bislang keine Anzeichen, dass die SPÖ auch nur versuchen würde, mit inhaltlich orientierter Politik Punkte zu machen.

Indessen setzt in der Partei der permanenten Geschichtsvergessenheit erneute Amnesie ein. Die Verhältnisse spielen gegenüber der FPÖ die Ironiekarte aus: Strache, der zu Beginn der britischen EU-Austrittsdebatte selbst einen „Öxit“ ins Spiel gebracht hatte, war zur EU-Wahl auf an sich chancenlosem Listenplatz der FPÖ nominiert war, um die Parteistärke augenscheinlich anzuheben. Nun wurde er tatsächlich mit Vorzugsstimmen in das Straßburger Parlament gewählt. Die Freiheitlichen ließen ihrem langjährigen Chef, der dieser Tage (ohne großen Pomp) seinen 50. Geburtstag feiert, die Tür offen, das Mandat anzunehmen, und trotzdem Parteimitglied zu bleiben. Und zuletzt war sogar ein künftiger FPÖ-Spitzenkandidat Strache für die Wahl im Bundesland Wien in zwei Jahren im Gespräch. Ibiza ist weit weg.

Deutschland

Wer will nochmal

Martin Theobald, Berlin

Es sind harte Zeiten für die deutschen Volksparteien. Zunächst muss sich die Sozialdemokratie auf die Suche nach einer neuen Führungskraft begeben, dann hadert auch die Christdemokratie mit ihrer Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer. Zu ungenau sind den Parteimitgliedern die Auftritte der Saarländerin, so dass sie den Automatismus von Partei-Vorsitz und Kanzleramt in Frage stellen. Erste Stimmen in der Partei fordern bereits die Urwahl der Kanzlerkandidatin oder des Kandidaten. Und das nicht nur hinter vorgehaltener Hand. Diese Ereignisse treffen beide Parteien in ihrem Mark – und ihrem machtpolitischen Selbstverständnis.

Denn die Art und Weise wie CDU und SPD ihr Spitzenpersonal bestellen, zeigt auch deren Verständnis von Transparenz und Demokratie. In Deutschland gilt seit langer Zeit das Hinterzimmer, der engere Parteikreis, die Seilschaft als der Hort der Ernennung. Hier wird ausgehandelt, durchgesetzt und bestimmt, wer die wichtigsten Posten und Positionen in der jeweiligen Partei bekommt – und was die Kompensationen für unterlegene Kandidaten sind. Meist sind dies umfangreichere Personalentscheidungen, denn schließlich wollen alle Flügel, alle Landesverbände und alle Organisationen der Partei bedacht werden. Wer weiß, wann und bei welcher Entscheidung man auf die Unterstützung, sprich Stimmen, der jeweiligen Abteilung angewiesen sein wird.

Doch in Zeiten des zunehmenden Populismus und aufkeimenden Extremismus sind gerade Beteiligung, Mitbestimmung und Transparenz die Mittel und Werkzeuge der Abgrenzung gegenüber autoritären Machtstrukturen. Die Folge ist, dass wichtige Positionen in demokratischen Parteien nicht länger von einem Strippenziehergremium vergeben werden dürfen. Denn das gelebte, tradierte Vorgehen schadet der Akzeptanz der Parteien – was sich bei den etablierten Parteien bei der letzten Europawahl deutlich zeigte – und der Demokratie an sich. An dieser Bruchstelle ihres Lebenszyklus stehen sowohl Sozial- als auch Christdemokraten in diesen Tagen.

Doch das Verlassen des politischen Hinterzimmers verändert die politische Landschaft. Denn solche Menschen, die sich zu einer Führungsposition in einer Partei berufen fühlen, müssen nun gänzlich andere Fähigkeiten mitbringen, auch eine andere Ernsthaftigkeit der eigenen Bewerbung. Wer künftig Chefin oder Chef sein möchte, der muss vor der Par-

teibasis bestehen. Dort wird er mit anderen Meinungen und Ansichten konfrontiert, mit Forderungen, aber auch mit Ängsten und Nöten. All dieses müssen Kandidaten beantworten können und Lösungen präsentieren. Ein offenes Auswahlverfahren bietet Chancen für Außenseiter, die keine jahrelange Funktionärslaufbahn absolviert und ihren Anspruch angemeldet haben. Es ist jedoch keine Garantie dafür, den besten und geeignetsten Kopf zu finden, aber es bietet die Chance auf neue Denkweisen, neue Gesichter, neue Ansätze. Es ist zudem die einmalige Chance für die beiden Krisenparteien, neues Vertrauen zurückzugewinnen, neue Prozesse aufzusetzen. Ein Procedere, das sich auch für wichtige politische Entscheidungen und Meinungsfindungen etablieren könnte. Auch wenn die SPD mit ihrer Urabstimmung über die Große Koalition scheiterte und viele, die gegen ein Zusammengehen mit CDU und CSU ablehnten, sich als schlechte Verlierer präsentierten. Denn die Urwahl bedingt einen Lernprozess auf beiden Seiten und dazu gehört auch, die getroffene Entscheidung zu akzeptieren und nicht fortwährend in Frage zu stellen.

„Die Werteunion fordert angesichts der verheerenden Umfragewerte eine Urwahl des Kanzlerkandidaten durch die Mitglieder und startet kurzfristig eine Initiative zu deren Umsetzung“, forderte etwa Alexander Mitsch, Sprecher der konservativen Werteunion in-

nerhalb der CDU am vergangenen Wochenende in einem Interview mit *Die Welt*. Es war dies der eindeutige Warnschuss für CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer. Der Satz machte ihr einige Dinge deutlich: Viele in den konservativen Schwesterparteien CDU und CSU sehen die Große Koalition mit der SPD am Ende. Ebenso gibt es einige, die die Parteichefin schlichtweg als ungeeignet als Regierungschefin.

Und so beginnt das politalltägliche Ränkespiel der alten Machart. Ralph Brinkhaus, Fraktionsvorsitzender der Konservativen im Bundestag, dementierte, dass Kramp-Karrenbauer alsbald den glücklosen Peter Altmaier im Wirtschaftsressort ersetzen und sich mit einem Wechsel an den Kabinetttisch für die Kanzlerschaft warmlaufen würde. Dann wird auf Zeit gespielt, indem der Landesvorsitzende aus Nordrhein-Westfalen, Armin Laschet, die Klärung der Kanzlerfrage auf den Parteitag 2020 verlegt. Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier spielt den Bewahrer und erinnert an das Erstzugriffsrecht der Parteivorsitzenden. Dann ist da noch Friedrich Merz, der Kramp-Karrenbauer bei der Wahl zum den Parteivorsitz unterlag. Er verwies auf seine schlechten Erfahrungen mit der Urwahl. Es sind erstaunliche Reflexe, in die Parteientscheider verfallen – und dies trotz oder wegen des Modernisierungsschocks, den die CDU seit der Europawahl durchleben muss.



Plus de profondeur

Découvrez le Lëtzebuerger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Die Art und Weise, wie CDU und SPD ihr Spitzenpersonal bestellen, offenbart deren Verständnis von Transparenz und Demokratie

.....

551

ticker

.....

Un 4x4 sur le Pont rouge



C'est une vidéo de deux minutes mise en ligne cette semaine par Luxembourg for Finance sur [movetolux.com](#). Son but : convaincre les jeunes « talents » qu'au Luxembourg, on peut faire une carrière internationale sans trop s'émmerder dans son temps libre. On y voit une Land Rover Defender glissant sur le Pont Rouge au petit matin, alors que le soleil se lève sur la *skyline* du Kirchberg. La route est absolument déserte, pas une seule voiture à l'horizon, ni d'élèves manifestant pour sauver le climat. En voix *off*, la conductrice, une Française trentenaire présentée comme « wealth manager » à la Bil, évoque ses plans de carrière : « I thought about insurance [...] One of my friends one day told me why wouldn't you work in the banking sector. » Coupe : Le même 4x4 en pleine forêt, fonçant sur une voie boueuse. Voix *off* : « My passion is my rallies ». Nouvelle coupe : Le 4x4 sur une petite route au milieu de vignobles. Sur le toit de la voiture, on aperçoit l'emblème du « Roude Léiw ». Puis la gestionnaire de fortune de descendre de sa Land Rover Defender et de monter sur la MS Marie Astrid pour y boire une coupe avec d'autres jeunes cadres dynamiques.

Du point de vue de la com', l'effet de la vidéo a été désastreux, surtout par rapport au public autochtone. La vidéo célèbre les SUV, qui représentent aux yeux des bobos écolos l'*Aufrüstung* et

l'égoïsme individualistes, comme emblème de liberté et d'aventure. Pour l'agence de promotion Luxembourg for Finance, qui évoque à longueur de journée l'importance de la « green finance », il y a comme un brouillage. Alors que les pouvoirs publics promeuvent les transports en commun, la vidéo montre un 4x4 roulant aux côtés des rails du tram. Mais les réactions virulentes à la vidéo sur les réseaux sociaux expriment autre chose encore ; comme une peur diffuse d'une monétisation sur fond de flambée des prix immobiliers.

Joint par le *Land* à Genève où il accompagnait une délégation menée par ministre des Finances, le directeur de LFF Nicolas Mackel défend la vidéo qu'il a commanditée : « Nous voulons représenter le Luxembourg comme un endroit où on peut faire une belle carrière professionnelle et suivre ses passions. Or, il se trouve qu'il y a des personnes, dont la passion, c'est le sport automobile. » Il propose une grille de lecture alternative, centrée sur la question *gender* : « On montre une femme qui suit sa passion dans un milieu dominé par les hommes ». Mackel souligne que le tournage des séquences dans la forêt aurait eu lieu « de l'autre côté de la frontière » avec toutes les autorisations nécessaires.

La vidéo 4x4 fait partie d'une série de dix spots. On y voit des expats prendre des capuccinos dans des cafés *hipster* (le Ready au Limpertsberg), commander des cocktails dans le bar panoramique du Sofitel boulevard d'Avranches, manger dans des restaurants étoilés (La Distillerie à Bourglinster). On danse aux Rotondes, on écoute des concerts à la Philharmonie, on étudie à la bibliothèque de Belval, on se promène le long de la forteresse. Particulièrement téméraire, un professionnel anglais des Fintech se filme en train de faire du ski nautique (*wakebord*) sur la Moselle, quelques kilomètres en aval de Cattenom. On fait également des excursions en famille au château de Vianden ou à la Syrdall Schwemm à Niederanven. « I have never seen a swimming pool before like that », s'enthousiasme une banquière chinoise. Elle vante le « very clear blue sky » au Grand-Duché, loin de la pollution atmosphérique qui asphyxie Beijing.

Pour le reste, les commentaires des banquiers, analystes, *compliance officers* et gérants de fortune, tous trentenaires, sont très convenus : « good relationship with the regulator » ; « you can live in Luxembourg and still have a global career » ; « a nimble place » ; « easy access to business leaders ». Le visionnage des dix vidéos se prête merveilleusement à un jeu de bingo des lieux communs de la promotion économique. bt

Le 16^e arrondissement du Luxembourg

Dans son édition du vendredi dernier, le *Républicain Lorrain* constate qu'en zone frontalière, plus on s'approche de l'A31 et, surtout, des gares ferroviaires, plus les prix immobiliers augmentent. Les villes de Hettange-Grande, pourtant voisine de la centrale nucléaire, et de Hagondange seraient ainsi très prisées puisque directement reliées au Luxembourg via le réseau ferroviaire. Pour les appartements « bien placés », donc à proximité de la gare, les prix y tournent autour de 2 000 euros le mètre carré, écrit le *Républicain Lorrain*. Qui cite une agente immobilière messine croyant savoir qu'au Luxembourg, « dans les bons arrondissements, les biens coûtent aussi cher qu'à Paris ». Belair, le nouveau 16^e du Luxembourg ? Avec Limpertsberg en 5^e et Bonnevoie en 10^e arrondissements ? bt

Fédération nationale des aspirateurs et des cafetières

Ce mercredi, la Fnac (Fédération nationale d'achat des cadres) a officiellement reçu les clefs pour le Royal Hamilius et pourra donc commencer à y aménager ses 2 000 mètres carrés. Le communiqué de presse du promoteur (Codic) reste très vague sur ce qu'on pourra y acheter. Il cite le directeur de Fnac Belgique (d'où sera géré le magasin grand-ducal) : « Une offre adaptée misant sur l'innovant ». À la centrale belge, on ne veut pas non plus s'exprimer sur ce qui est prévu comme assortiment commercial. La question serait « prématurée », il y aurait encore « des arbitrages à faire ». Alors plutôt des livres et de la musique ou de l'électroménager et de l'informatique ? Depuis son acquisition de Darty, la Fnac a été rebaptisée par des persifleurs

en « Fédération nationale des aspirateurs et des cafetières ».

Créée en 1954 par deux anciens trotskistes, la Fnac promettait de démocratiser l'accès aux produits électroniques et culturels. Elle fut longtemps l'enseigne fétiche de la classe moyenne des « trente glorieuses ». Les Luxembourgeois faisaient le déplacement à Metz pour s'alimenter en CDs et livres. Érodée par la musique en *streaming* et l'ascension d'Amazon, la Fnac fait moins rêver aujourd'hui. Alors que le directeur de Fnac Belgique se fait citer par « Royal Hamilius était une évidence », l'histoire officieuse de son implantation au Luxembourg fut plus compliquée, la Fnac ayant accepté de venir, puis s'était retiré, avant de changer de nouveau d'avis. bt

Attrition

Et elle continue, la bataille sémantique entre le gouvernement et Arcelor Mittal. Alors que, devant la commission parlementaire, le ministre du Travail, Dan Kersch (LSAP), venait de déclarer que quelque 260 emplois seraient menacés à Belval et à Differdange (*d'Land* du 7 juin), le groupe sidérurgique a répliqué par un communiqué où on lit que « ce chiffre n'embrasse pas d'Arcelor-Mittal Luxembourg et n'est pas confirmé par Arcelor-Mittal Luxembourg ». Aucune « mesure sociale spécifique » ne serait prévue. Arcelor-Mittal évoque une « attrition naturelle » sur plusieurs années (départs en retraite et « départs naturels ») qui devrait permettre d'accompagner les changements (qui visent des économies de cinquante millions d'euros par an). Et de rappeler qu'aucune fermeture d'usine n'est prévue. bt

Wunderbar

En présence du ministre de l'Économie, Etienne Schneider (LSAP), le PDG d'Euro-Composites Rolf Mathias Alter vient d'annoncer cette semaine un investissement de 160 millions dans le site d'Echternach, qui emploie actuellement 850 salariés. Présente au Luxembourg depuis 1985, Euro-Composites produit des structures en nid d'abeille, ultralégères, mais également des blindages. Alors que le communiqué officiel du gouvernement évoque

c'est, exprimé en milliards de dollars, la baisse des dépôts bancaires *offshore* entre 2008 et 2018. L'OCDE, qui vient de publier ces chiffres, y voit la preuve que ses efforts pour la transparence fiscale ont payé. L'étude a analysé une quarantaine de « centres financiers internationaux » (pour la plupart des petites îles du Pacifique, mais également le Luxembourg). L'impact de l'échange automatique d'informations – qui a touché 47 millions de comptes bancaires – aurait été « considérable », causant une baisse des dépôts dans les centres *offshore* de l'ordre de 20 à 25 pour cent. Or, l'étude manque de mentionner que les États-Unis refusent jusqu'à aujourd'hui de pratiquer l'échange automatique d'informations. De sorte que les statistiques compilées par l'OCDE restent lacunaires. bt

....



« Depuis 1991, tous les terrains constructibles sont définis. [...] Un PAG prévoit ce qui peut être développé, mais quand cela se fera, cette décision est entre les mains des maîtres d'ouvrage » – Lydie Polfer (DP), la maire de la capitale, dans son bureau au Knuedler

« Nous ne sommes ni gloutons ni égoïstes »

Interview : Bernard Thomas

d'Land : D'après une étude récente du Liser, onze familles et onze sociétés privées détendraient ensemble 63 pour cent des terrains disponibles à Luxembourg-Ville. Ces grands propriétaires, les connaissez-vous ? Êtes-vous en négociations avec eux ?

Lydie Polfer : Bien-sûr que ces personnes sont très présentes dans le développement de plusieurs Plans d'aménagement particulier (PAP). Mais nous sommes tous confrontés à la même surchauffe économique. Sur tous les chantiers, vraiment tous les chantiers, privés comme publics, nous constatons que les prix s'envolent. Les entreprises de construction et les bureaux d'étude sont débordés, tout comme les administrations étatiques et communales. Un nombre limité d'acteurs doit préparer et traiter une quantité énorme de PAP. Beaucoup de critères doivent être pris en compte. Prise chacune pour elle-même, ces étapes intermédiaires font sens. Et ce n'est pas la faute à un parti précis. Ces lois ont été votées, et il faut les respecter désormais, même si cela entraîne des délais considérables. D'autre part, il nous manque le personnel pour avancer dans de bons délais. Ce n'est pas que nous voulions créer une administration hydrocéphale, mais même le meilleur fonctionnaire ne peut traiter qu'un nombre limité d'autorisations.

Je reviens à l'étude du Liser. La question qu'elle soulève, et de manière aigüe pour la capitale, est la suivante : Dans une situation quasi-oligopolistique, les grands propriétaires fonciers n'ont-ils pas un intérêt objectif à limiter les ventes de terrains pour maintenir les prix à un niveau élevé ? D'après vous, un tel phénomène de rétention existe-t-il ? Ou les propriétaires font ils tout pour développer leurs réserves foncières ?

Je ne lis pas leurs pensées, mais en tout cas beaucoup voudraient avancer plus vite. Mais avant de parler des autres, regardons d'abord ce que nous faisons nous-mêmes. Prenez l'État, qui est le propriétaire d'une grande partie du plateau du Kirchberg : Réussit-il à y avancer plus rapidement ? Le Fonds du Kirchberg peut élaborer un PAP, mais nos procédures, qui sont celles d'un État de droit, prévoient que le PAP doit être affiché et que les riverains peuvent réclamer. Et c'est ce qui arrive, comme on l'a vu avec l'avenue Kennedy. Vous vous retrouvez donc avec des procès qui traînent en longueur, quoique je suppose que les tribunaux font ce qu'ils peuvent. Mais quand vous voyez le temps qu'il faut pour développer des terrains qui sont immédiatement constructibles, où le PAP est voté, je comprends que certains puissent hésiter à se lancer dans les procédures... Il ne suffit donc pas d'avoir la volonté, ni d'avoir l'argent pour qu'un projet se réalise. Encore faut-il compter avec les règles des procédures. Un autre exemple serait le PAP « Centre

« Mir kënnen d'Léit net ëmmer zu hirem Gléck zwéngen. Les systèmes qui ont tenté de le faire ont tous mal tourné. »
Lydie Polfer

de Merl » où la ville est propriétaire. Le PAP a été voté en 2014 ; si tout va bien, les projets d'infrastructures pourraient débiter cette année.

Dans une interview récente sur RTL-Radio, vous avez comparé la situation actuelle au « grand bouleversement » déclenché par le démantèlement de la forteresse en 1867. Or, il me semble que ce parallèle historique ne tient pas vraiment debout. À la fin du XIX^e, le doublement du périmètre constructible avait provoqué un krach immobilier.

Je voulais dire qu'au cours des 140 dernières années, cette ville a connu des mutations profondes. Aux temps de la forteresse, la ville vivait de la présence des militaires. À l'annonce de son démantèlement, les gens se demandaient donc de quoi ils allaient vivre. Ils avaient peur, réellement peur. Ensuite, les premières grandes décisions ont été prises : l'urbanisation du Plateau Bourbon, du Limpertsberg, du Belair... Je comprends les gens qui se plaignent des chantiers. Mais les infrastructures, mises en place aux moments de l'urbanisation de ces quartiers, doivent aujourd'hui être modernisées. Les canalisations que nous remplaçons avenue de la Liberté datent en partie de l'urbanisation du plateau, c'est-à-dire du début du XX^e siècle. L'autre raison des chantiers, c'est la croissance : En dix ans, la Ville a gagné trente pour cent de résidents. Et puis, il y a le tram : il ne suffit pas de poser les rails, il faut aussi échanger l'entière des infrastructures sous-terraines.

On a l'impression que les manquements cumulés doivent maintenant être résolus d'un coup. Avez-vous réagi trop tard à la croissance ?

Ce ne sont pas des manquements. Prenez le tram : ce n'est que depuis 2006 qu'il existe un projet qui soit cohérent et soutenu par tous les grands partis politiques. Mais personne n'a un bâton magique,

on ne vit pas dans un conte de fées. Il a fallu un long travail préparatoire jusqu'à ce qu'en 2014, le chantier ait pu commencer. Vous parlez de prévoyance. Or, justement à propos de prévisions : en rangeant mes paperasses, je suis récemment tombée sur le rapport Calot.

Qui date de la fin des années 1970... [Le rapport du démographe français, commandité par Gaston Thorn, prédisait « un grand affaiblissement démographique » au Luxembourg, ndlr].

Dat waren alles dichteg Léit, des personnes très compétentes, mais la Ville a connu une autre histoire. Le développement de notre place financière était exceptionnel de par son ampleur. Déjà en 1967, le Plan Vago prévoyait un périmètre d'agglomération pour 160 000 habitants. Au niveau de l'urbanisation, le Plan Joly a donné la direction. Dès 1991, tous les terrains constructibles étaient donc définis. Or, une grande partie de ces terrains se trouvent entre les mains de privés. Un PAG prévoit ce qui peut être développé, mais quand cela se fera, cette décision est entre les mains des maîtres d'ouvrage.

J'ai l'impression que c'est sans grand enthousiasme que vous défendez un projet comme le Ban de Gasperich. Vous rappelez ainsi souvent que ce n'est pas sous votre mandat que le « masterplan » a été voté, mais sous celui de Paul Helminger...

Ce n'est pas aujourd'hui, quinze ans plus tard, que je vais faire le procès de ce qui a été reclassé en 2004. Le Ban de Gasperich est là ; et il faut qu'il devienne aussi agréable et beau que possible. Ce qui compte maintenant, c'est le tram. En fait, on en aurait besoin dès aujourd'hui pour que le tout fonctionne au mieux au niveau de la mobilité.

La vision urbanistique du Ban de Gasperich était celle d'une « office town », avec quelques studios pour expats. Ce fut donc à l'origine une ville conçue contre Belval.

Vous voyez comment les réalités peuvent changer ! C'est vrai qu'à un moment, on craignait que Belval pourrait devenir... comment dire... pas exactement une concurrence. Aujourd'hui nous sommes contents que Belval se développe. Nous ne sommes ni gloutons ni égoïstes. Nous avons poussé pour imposer plus de logements au Ban de Gasperich. Et il faut dire que le promoteur nous a suivi. Heureusement que des fois la logique s'impose.

Dans quels contextes rencontrez-vous les grands promoteurs comme Giorgetti, Becca, Kuhn, Arend ?

Les projets sont d'abord traités dans les services techniques. Naturellement, s'ils arrivent à un point

plus concret, où des décisions doivent être prises, on en discute ensemble. Lorsque j'ai commencé ma première vie de bourgmestre, le 1^{er} janvier 1982, j'ai dû très vite décider de faire démolir une villa. Malgré une décision de fermeture de chantier, un propriétaire venait de construire en zone verte. Le dossier est passé par toutes les instances judiciaires. Cela m'a coûté trois ans avant de passer à la démolition de la villa. Mais depuis, tous savaient qu'ici, on ne construit que ce que le PAG permet de construire. Ce qui a calmé tout le monde. Les mêmes règles s'appliquent à tous. Vu l'impact financier de chaque mètre carré, il est primordial d'être absolument correct et transparent. Cela participe à cet état de droit qui fait que le Luxembourg soit si attractif.

Les terrains du Royal Hamilius sont entre les mains de la commune. Au lieu de les louer en emphytéose à Codic International (pour 102 millions d'euros), pourquoi la commune n'a-t-elle pas développé elle-même un projet ?

En 2008, nous avons organisé un concours et retenu le projet qui nous semblait le meilleur. Il y avait une demande primordiale : une grande surface avec des stores multiples. C'est qu'il n'y en avait plus aucune en Ville, le Monopol et le Rosenstiel ayant disparu. Si on avait développé nous même le projet, on aurait dû décider qui était le meilleur commercialement. Or, nous faisons beaucoup de choses, mais nous ne jouons pas aux commerçants...

D'un point de vue architectural, êtes-vous satisfaite du projet tel qu'il se présente actuellement ?

Encore une fois, c'était le projet qui, parmi tous les projets soumis, nous semblait le plus équilibré. Je rappelle qu'à part moi-même, en tant qu'échevine de l'urbanisme, aussi bien Paul Helminger que François Bausch ont siégé dans le jury. La Fnac et les Galeries Lafayette seront deux locomotives. Lorsque je leur ai présenté quelques faits sur le fonctionnement du pays et de la ville, les managers des grands magasins étaient stupéfaits par le formidable développement de notre capitale.

La Ville a accumulé près d'un milliard d'euros en réserves. Qu'allez-vous faire de cet argent ?

Nous allons financer les grands projets actuellement en planification, surtout le « Wunnquartier Stade », un projet de dix hectares, sur lesquels nous prévoyons des logements avec quelques commerces de proximité, par exemple une épicerie, une boulangerie ou un salon de coiffure. La commune va beaucoup développer elle-même. Ces terrains, nous allons certainement veiller à y réaliser une bonne mixité sociale, des logements sociaux mais aussi des logements à prix abordable.

Une urbanisation du Glacis ne semble pas contre pas à l'ordre du jour ?

Non, rien de tel est prévu dans le PAG. C'est un des endroits où on peut encore organiser des fêtes dont une ville a besoin pour se développer en tant que communauté.

Mais la Schueberfouer ne dure que trois semaines ; durant les 49 autres semaines de l'année, le Glacis est dégradé en parking.

Regardez le Limpertsberg avec toutes ses anciennes maisons construites sans garages : pour ses habitants, le Glacis est une solution. Sans parler de tous les employés qui travaillent allée Scheffer. Et même avec le tram, on aura toujours besoin de ce terrain. Je pense ainsi aux bus touristiques qui stationnent encore autour de la « Gëlle Fra » sur la place de la Constitution qui sera réaménagée.

Vous faites quelques efforts pour la mobilité douce, mais dès il s'agit de prendre des mesures contre les voitures, vous semblez très réticente.

Nous faisons beaucoup pour améliorer la mobilité douce. Mais, ce n'est pas une solution pour tout le monde. Ainsi, les entreprises dépendent d'employés qui font jusqu'à cent kilomètres pour se rendre sur leur lieu de travail et qui, souvent, ne disposent pas de transports en commun satisfaisants. Alors, on ne peut dire : nous ne leur donnerons plus aucune possibilité. Ces gens ne peuvent être parachutés au-dessus de la ville. Il faut donc considérer les besoins dans leur totalité et chercher un meilleur équilibre. Même au niveau de la stratégie « Modu 2.0 », on se fixe l'objectif d'atteindre une part de transports en commun de 35 pour cent, ce qui laisse 65 pour cent aux voitures individuelles.

En créant 628 places de parking au Royal Hamilius et 268 stationnements supplémentaires sous le Knuedler, n'incitez-vous pas les voitures à pousser jusqu'en plein centre-ville ?

Nous voulons que des gens habitent la Ville haute. Mais ces 3 472 personnes veulent, elles aussi, avoir la possibilité de se garer à proximité de leur habitation. Nous sommes une ville commerçante, le siège administratif et judiciaire : tout le monde ne peut venir à vélo. Tous les ans, le ministre des Transports publie les chiffres sur les nouvelles immatriculations ; tous les ans, un nouveau record. C'est la réalité, qu'on le veuille ou non, et il faut en tenir compte. Nous vivons, heureusement, encore dans une société libre, j'y tiens beaucoup. Mir kënnen d'Léit net ëmmer zu hirem Gléck zwéngen. Les systèmes qui ont tenté de le faire ont tous mal tourné.

Entretien avec Lydie Polfer (DP) sur la surchauffe économique, les administrations débordées et les grands propriétaires fonciers

Impressions d’Islande

Voyage au pays des bulles

Georges Canto

Parler de l’Islande à un Luxembourgeois réveille une foule de souvenirs. Car ce pays pourtant situé à plus de 2 200 kilomètres à vol d’oiseau du Grand-Duché en a longtemps été proche à plusieurs titres. Pour le meilleur et pour le pire. Les plus âgés se souviennent de l’alignement des avions d’Icelandic (devenue Icelandair en 1973) sur les pistes du Findel, qui fut pendant quarante ans, de 1955 à 1995, son hub en Europe continentale. La compagnie islandaise participa à la création de Cargolux en 1970, et achemina jusqu’à 300 000 passagers par an vers le Luxembourg, pesant alors plus du tiers du trafic de l’aéroport. Plus récemment, ce sont les faillites des banques islandaises Kaupthing et Landsbanki en 2008 qui ont laissé des traces dans les mémoires. Dans le second cas, malgré dix ans de procédures, 300 millions d’euros n’ont toujours pas été récupérés sur les 2,5 milliards de passif.

L’Islande a été profondément touchée par l’éclatement, au début de l’automne 2008, d’une incroyable « bulle de crédit ». Mais la dépression économique et la crise politique qui ont suivi auront finalement été de courte durée, et le pays a rapidement retrouvé le chemin de la croissance. Au point que l’on y craint aujourd’hui le gonflement d’une nouvelle bulle, plus inattendue, celle du tourisme.

L’agglomération de Reykjavik (220 000 habitants, soit près des deux tiers de la population de l’île) est constellée de grues, les immeubles modernes et les centres commerciaux y fleurissent et, malgré de larges avenues, la circulation peut y être difficile aux heures de pointe. Difficile d’imaginer devant pareille prospérité que le pays était en situation de faillite virtuelle il y a à peine dix ans. L’Islande fut alors le premier pays d’Europe occidentale en 25 ans à solliciter une aide du FMI à hauteur de dix milliards de dollars, la moitié de son PIB de l’époque !

Plusieurs économistes ont parlé de « miracle islandais » pour qualifier le redressement rapide du pays. Dès 2011, le plan d’ajustement imposé par le FMI était considéré comme achevé, les contrôles de capitaux levés et l’Islande était de retour sur les marchés financiers internationaux. Cette même année, le PIB, qui avait diminué de plus de quatorze pour cent en trois ans, est reparti à la hausse

L’envers du « miracle islandais » : De la bulle du crédit à la bulle du tourisme ?

pour se situer aujourd’hui à vingt points au-dessus de son niveau d’avant la crise, avec une nette accélération au cours des années récentes : la croissance moyenne a été de six pour cent par an entre 2015 et 2018, plus du double de celle de l’UE. Selon Eurostat, le PIB par habitant a doublé entre 2009 et 2017 et sur ce critère l’Islande a retrouvé son rang (7^e place mondiale et 5^e en Europe).

La dette publique, d’à peine trente pour cent du PIB en 2007, s’était littéralement envolée en raison de l’intervention de l’État pour secourir l’économie, frôlant les cent pour cent en 2011. Les efforts entrepris depuis l’ont ramenée à environ 55 pour cent, un niveau enviable par de nombreux pays de l’UE, et le budget est légèrement excédentaire. Les emprunts contractés auprès du FMI ont pu être remboursés par anticipation dès octobre 2015. Le taux de chômage, qui avait triplé pour culminer à près de neuf pour cent en 2011, est retombé à 2,8 pour cent début 2019 soit son niveau d’avant la crise et il ne touche que 6,4 pour cent des jeunes (contre quarante pour cent en Espagne).

La dépréciation de 80 pour cent de la couronne a eu des effets délétères sur le plan social, en étrangeant les ménages endettés en devises : 10 000 d’entre eux, soit dix pour cent de l’ensemble des foyers, ont vu saisir leurs maisons ! Elle a aussi renchéri les importations, alors que le pouvoir d’achat était déjà plombé par le gel des rémunérations publiques et privées. Mais, en même temps, elle a rendu les exportations très compétitives et elle a surtout donné un coup de fouet au tourisme : le redressement rapide de l’économie islandaise après la crise lui doit beaucoup, peut-être même trop.

Le nombre annuel de visiteurs, qui était seulement de 200 000 au milieu des années 1990, a dépassé les 500 000 en 2007 pour atteindre 1,2 million en 2015 et 2,5 millions en 2018, soit cinq fois plus en l’espace d’une décennie et deux fois plus en seulement trois ans ! Les extraordinaires beautés naturelles de l’Islande attirent les touristes du monde entier, avec une majorité d’Asiatiques.

Ils sont désormais sept fois plus nombreux que la population locale, une proportion record en Europe pour un pays d’une telle dimension (103 000 kilomètres carrés, soit 3,3 fois la Belgique) et aussi isolé. Chaque visiteur contribuant pour environ 1 500 euros à l’économie locale, on estime à quelque 3,7 milliards d’euros le montant des recettes annuelles, soit quelque 17 pour cent du PIB. Mais il faut aussi compter avec l’impact du tourisme sur la construction et l’aménagement d’infrastructures d’accueil.

En 2017, on estimait que la croissance, pourtant rapide, du nombre de chambres d’hôtels ne satisfaisait qu’un tiers des besoins, le reste étant couvert par des « guesthouses » gérées par des particuliers qui transforment leurs résidences principales ou secondaires : l’Islande est un des pays du monde où l’activité d’AirBnB a le plus progressé. Par ailleurs, l’État, les régions et les communes ont fait de gros efforts pour aménager les sites les plus dignes d’intérêt et leurs accès.

En comptant les effets induits, le tourisme pèse aujourd’hui plus du quart du PIB islandais, deux fois plus que la pêche. Il représente la moitié de la valeur totale des exportations de biens et de services, contre douze pour cent seulement avant la

crise. La moitié des emplois créés depuis 2010 lui sont directement ou indirectement liés.

L’OCDE note avec satisfaction que « les créations d’emplois et l’augmentation des recettes en devises atténuent les contraintes de financement de la balance des paiements, tandis que la hausse des recettes fiscales contribue à l’amélioration des finances publiques », mais ne cache pas que l’importance prise par le tourisme dans l’économie islandaise a de quoi inquiéter car « son développement, plus rapide que prévu, est source de tensions pour la société, la nature et les infrastructures ».

Concentrée sur moins de six mois, l’activité touristique est très saisonnière, surtout en dehors de la capitale, et reste soumise aux aléas de la nature. En 2010, l’éruption du volcan Eyjafjöll est survenue fin mars et a duré jusqu’en octobre, perturbant les accès à l’île et les déplacements intérieurs dans sa partie sud, la plus fréquentée.

Les écologistes islandais affichent leurs craintes de voir les sites naturels les plus fréquentés se dégrader (sol volcanique sensible à l’érosion, flore sauvage vulnérable) et la pollution s’accroître : une voiture sur dix en Islande est un véhicule de location, le plus souvent un 4x4 diesel ! Et les touristes sont du même avis ! Une enquête menée en 2016 montrait qu’un tiers d’entre eux avait le sentiment que leur nombre, dans certaines zones des Hautes Terres centrales, était trop élevé.

Autre préoccupation, sur le plan économique cette fois, l’inflation, qui est nettement repartie à la hausse en 2018 (son rythme a doublé par rapport à 2016) alors que le niveau des prix fait déjà problème. Selon le ministère du Tourisme, les tarifs de l’hôtellerie et de la restauration sont supérieurs de 44 pour cent à la moyenne européenne. Pour les transports, le surcoût est de 52 pour cent. Les activités récréatives et culturelles sont 38 pour cent plus chères et les vêtements et les chaussures valent moitié plus ! Une situation qui, comme en 2008, est largement due à la surévaluation de la couronne, alimentée cette fois par les entrées de devises des touristes. La monnaie locale s’était appréciée de près de quarante pour cent entre 2014 et 2017, avant d’entamer depuis une baisse de vingt pour cent. Le niveau

des prix pèse sur les visiteurs, qui ne veulent pas renoncer à visiter un pays magnifique, mais ont tendance à réduire la durée de leurs séjours, comme sur les habitants de l’île confrontés à une baisse de leur pouvoir d’achat.

Les tensions se font aussi sentir sur le marché de l’emploi. Le manque de personnel est criant dans la plupart des secteurs, ce qui provoque le recours croissant à des travailleurs étrangers : dans le secteur touristique leur proportion (18 pour cent) est trois fois supérieure à leur moyenne dans l’économie. Ils occupent pour la plupart des emplois saisonniers, peu qualifiés et mal rémunérés, comme l’a déploré l’OCDE.

Les interrogations sur l’avenir du tourisme en Islande ne relèvent pas du fantasme. Depuis 2017, le nombre de visiteurs augmente deux fois moins vite qu’au début de la décennie, même si cela représente 100 000 personnes de plus chaque année. Et l’application éventuelle des suggestions de l’OCDE, à savoir « la suppression des avantages fiscaux pour les activités liées au tourisme, la limitation du nombre de visiteurs dans les sites fragiles et l’instauration de redevances d’utilisation pour gérer la congestion et les pressions sur l’environnement » pourrait se révéler dissuasive.

Les craintes se sont concrétisées de façon inattendue fin mars 2019 avec la faillite de la compagnie aérienne islandaise Wow Air au bout de sept ans et demi d’existence. Spécialisée dans le low-cost, elle a joué un rôle clé dans le boom du tourisme local, transportant 3,5 millions de passagers en 2018, huit fois plus qu’en 2013, assurant de la sorte le tiers du trafic de l’aéroport international.

Selon le gouvernement, cette faillite pourrait faire baisser le nombre de touristes en Islande pour la première fois en dix ans, ce qui fait craindre une récession pour 2019. Dès le mois de mai, les propriétaires de pensions et de « guesthouses » qui sont les principaux points de chute de la clientèle venue avec les vols de Wow ont fait état d’une forte baisse de la fréquentation de leurs établissements. Aucune solution de remplacement ne se dessinait encore début juin, en pleine saison touristique.

Retour sur la crise

La « bulle islandaise » a éclaté fin septembre 2008, quelques jours après la faillite de la banque américaine Lehman Brothers. Elle est la conséquence directe de la politique de crédit menée par les trois principales banques du pays (Glitnir, Landsbanki et Kaupthing), dont les bilans cumulés représentaient mi-2008 l’équivalent de neuf fois le PIB du pays. Étonnamment, l’essentiel des ressources des banques étaient libellées en devises, soit par le biais d’emprunts directs sur les marchés, soit grâce aux dépôts collectés à l’étranger, en particulier au Royaume-Uni et dans les pays du Benelux où les clients se voyaient offrir des rendements attrayants. Les dettes en devises des banques ont atteint 7,5 fois la valeur du PIB en juillet 2008.

Le crédit facile a largement profité aux entreprises et aux ménages islandais (endettés à hauteur de 210 pour cent de leur revenu disponible) et alimenté une forte croissance économique : en moyenne 4,5 pour cent par an sur la décennie 1997-2007, soit une richesse nationale augmentant de plus de moitié sur la période, avec un chômage très bas et une dette très modeste. En 2007, les Islandais montaient sur le podium du PNB par habitant en Europe.

L’accroissement de la masse monétaire a provoqué une forte inflation (quatorze pour cent en 2007-2008) et obligé la Banque Centrale à maintenir des taux d’intérêt élevés (15,5 pour cent, soit près de quatre fois plus que dans la zone euro) ce qui, en attirant les investisseurs étrangers, a fait de la couronne islandaise la monnaie la plus surévaluée du monde au début 2007. Les ingrédients d’une crise étaient réunis, dès lors que le renouvellement des dettes en devises, essentiellement à court terme, deviendrait plus difficile. Ce qui se produisit en 2008 sous l’effet de la correction à la baisse de la valeur de la couronne pendant les premiers mois de l’année et surtout de la paralysie du marché interbancaire après la faillite de Lehman Brothers en septembre.

En l’espace de quelques jours seulement, les principales banques islandaises se trouvèrent en cessation de paiement, et durent être précipitamment nationalisées. Mais l’État était dans l’incapacité de rembourser les sommes colossales qu’elles avaient collectées à l’étranger. Le Premier ministre britannique Gordon Brown dut alors s’appuyer sur la législation anti-terroriste pour obtenir de l’Islande le remboursement des créanciers et déposants au Royaume-Uni, obligeant le pays à solliciter une aide de la Russie.

À la suite de manifestations violentes, le gouvernement fut acculé à la démission en janvier 2009 et des élections anticipées furent organisées en avril 2009. À deux reprises (mars 2010 et avril 2011), la population rejeta par référendum des projets tendant à faire contribuer directement les ménages au paiement des dettes vis-à-vis du Royaume-Uni et des Pays-Bas. Les responsables politiques ont échappé à des sanctions pénales, mais 26 dirigeants d’institutions financières, dont l’ancien directeur de Kaupthing Luxembourg, se sont retrouvés en prison. Et la consommation d’antidépresseurs par les particuliers a augmenté de moitié entre 2007 et 2011. [gc](#)



Vue sur la capitale islandaise, Reykjavik, depuis un petit avion

Chronique Internet

Bulle de silence ... ou d’anomie ?



Les chauffeurs sont considérés par Uber comme des prestataires de services plutôt que comme des employés

Jean Lasar

Uber a inauguré à la mi-mai aux États-Unis un « mode silencieux » pour les courses effectuées dans ses services haut de gamme, Uber Black et Uber Black SUV. Les utilisateurs de ces services peuvent cocher « préférence au silence », « prêt à bavarder » ou « pas de préférence ». L’innovation fait partie d’une série de nouvelles prestations, gratuites mais réservées à ces services, comme la possibilité de signaler la présence de bagages ou ses préférences en matière de température de la cabine. Uber n’a pas précisé pour l’instant si ces options seront étendues à ses services internationaux.

Le magazine *TechCrunch* souligne qu’elles sont censées aider Uber à convaincre une partie de ses utilisateurs à passer des services de base, UberX et UberPool, aux services premium. UberX est en moyenne deux fois moins cher, UberPool plus de trois fois moins cher que les courses en limousine. Voilà qui est « crucial » pour Uber à un moment où l’entreprise « désespère d’améliorer ses marges et réduire ses pertes » après une introduction en bourse en demi-teinte début mai, estime *TechCrunch*. Son journaliste prédit que cette option sera un succès, notamment pour les femmes qui se déplacent en Uber et se trouvent souvent importunées par le bavardage intempestif voire insistant de chauffeurs masculins, au point dans certains cas de ressentir de la peur.

Puisque ses chauffeurs sont considérés par Uber comme des prestataires de services plutôt que comme des employés (un point de vue que sont loin d’accepter toutes les juridictions), Uber n’a toutefois aucun moyen légal de les contraindre à respecter les vœux de leurs passagers en matière de bavardage : « Nous ne faisons que communiquer les préférences du passager. Le chauffeur peut faire ce qu’il veut de cette information. »

La journaliste du *Guardian* Penelope Blackmore n’a pas aimé du tout l’innovation de Uber. Elle y voit un avertissement comme quoi « nous devenons victimes de la commodité ». « Super, maintenant les riches vont encore avoir moins de raison de parler à des gens en dehors de leur bulle de richesse », écrit-elle. Le sentiment d’irritation qui peut naître du fait d’être exposé, le temps d’une course, aux questions et remarques d’un chauffeur de taxi bavard, intrusif, vulgaire ou agressif n’est pas propre à Uber. Mais que cette plateforme tente de formaliser et d’encadrer les interactions verbales entre ses « contractants » et ses utilisateurs en dit long sur notre civilisation.

« Nous ne devons être ni interrompus, ni ennuyés, ni dérangés », écrit-elle, reconnaissant n’être elle-même pas étrangère à ces tendances typiques de notre mode de vie qui nous coupe de notre environnement immédiat. Or, dit-elle, « on peut externaliser pratiquement chaque aspect irritant de sa vie. Mais on ne peut pas externaliser la solitude, ou la douleur ». « Les passagers de Uber seront exposés à encore moins d’expériences diverses et vont cesser d’entendre des histoires qui atteindront leur cœur ou qui frapperont à la porte de leur empathie », s’inquiète-t-elle. « Essayez quelque chose de nouveau. Faites du small talk. Regardez les gens dans les yeux », recommande-t-elle à ses lecteurs.

Et de raconter ce qui lui est arrivé il y a quelques jours : « Les écouteurs déjà chaussés dans les oreilles, je suis montée sur le siège arrière d’un Uber, me préparant à écouter un podcast en paix durant mon trajet pour rentrer chez moi. À ma plus grande frustration, le chauffeur s’est mis à parler. Il voulait exercer son anglais avec moi. Je me suis détendue et j’ai joué le jeu, et nous avons eu une conversation agréable de quinze minutes sur les prix des loyers, l’Allemagne et la gentrification. Cette conversation n’a pas changé ma vie, mais arrivant à la maison, je me sentais légère, heureuse. Je souriais et riaais avec mon chauffeur. Le small talk m’a rappelé que la générosité et la grâce existent au sein de l’humanité. »

Uber tente de formaliser et d’encadrer les interactions verbales entre ses « contractants » et ses utilisateurs. Ce qui en dit long sur notre civilisation

Zu Gast

Scheitern verboten!

André Bauler

Die Europawahlen haben zwei der vorrangigsten Probleme Europas in den Fokus gestellt, die eng miteinander verflochten sind: die Steuerflucht und die soziale Gerechtigkeit. Es geht darum die Steuerkonkurrenz auf EU-Niveau gerechter zu gestalten und die Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern. Dies sind zwei Grundprinzipien der Europäischen Union.

Luxemburg befindet sich in der glücklichen Lage, über ein sehr eng gestricktes Sozialnetz zu verfügen, ohne das manche Menschen in die Armut abzurutschen drohten. Ich denke dabei besonders an Alleinerziehende. Dies konnte bisher größtenteils durch ein erfolgreiches Wirtschaftsmodell und eine offensiv gestaltete Sozialpolitik vermieden werden, zum Beispiel durch mannigfaltige Sachleistungen sowie die rezente Erhöhung Mindestlohns um 100 Euro netto.

Armut darf uns niemals gleichgültig sein, denn soziale Ungleichheiten sind Sand in unserem Gesellschaftsgetriebe. Eine unwirksame Umverteilungspolitik, Sozialdumping und eine übertriebene Sparpolitik haben direkte Auswirkungen auf die soziale Gerechtigkeit. Was nutzt ein ausgeglichener Staatshaushalt, wenn die soziale Not stetig zunimmt?

Es obliegt demnach der Politik für eine gerechte Steuer- und Wirtschaftspolitik sowie die Bekämpfung materieller Missstände zu sorgen. Kürzlich hat Luxemburg in diesem Sinne eine EU-Richtlinie um-

gesetzt, mit dem Steuerflucht und aggressive Steuer-optimierungspraktiken bekämpft werden. Modelle, die die Steuerlast von Betrieben verringern helfen, widersprechen jeglichem sozialen Verhalten und dem Prinzip eines freien Binnenmarkts. Die neue Gesetzgebung erlaubt ein kohärentes Bekämpfen von Steuerflucht und erhöht die Transparenz der Gesellschaftsbesteuerung. Ziel ist eine gerechtere Steuerlandschaft in Europa.

Gleichzeitig wird ein Gleichgewicht zwischen einem attraktiven Investitionsklima sowie den Prinzipien von Transparenz und Gerechtigkeit angestrebt. Der Erosion der Besteuerungsbasis soll durch gemeinsame Lösungen Einhalt geboten werden. Im Klartext: Der Reduzierung der steuerlichen Basis sowie der grenzüberschreitenden Verschiebung von Gewinnen durch multinationale Konzerne wird der Kampf angesagt.

Die Atad-Richtlinie (*Anti Tax Avoidance Directive*) sieht deshalb einen gemeinsamen Mindestschutz in spezifischen Bereichen vor, um die nationalen Besteuerungssysteme besser vor Steuerflucht zu schützen. Gleichzeitig sollen sich die EU-Staaten besser in ihren Aktionen abstimmen und die Koordination zwischen den nationalen Stellen soll vertieft werden.

Diese Bemühungen zielen auf ein sozialeres Europa ab, auch wenn wir erst am Anfang eines langen Prozesses stehen. Solche Abkommen sind aber die unabdingbare Voraussetzung im Kampf gegen

André Bauler ist Abgeordneter der Demokratischen Partei und Präsident der parlamentarischen Finanz- und Haushaltskommission

einen unlauteren Steuerwettbewerb und unfaires Wirtschaften.

Die Lösung sozialer Missstände in der EU bedingt konsequente Infrastrukturprogramme, substanzielle Investitionen in Bildung, Forschung, Innovation und Kultur sowie ein resoluteres Vorgehen gegen wirtschaftlichen Machtmissbrauch. Auch eine gerechte Umverteilungspolitik spielt eine wichtige Rolle, um sozialen Fehlentwicklungen Einhalt zu gebieten. Es geht darum, die Menschen so zu unterstützen, dass sie ihren Lebensunterhalt möglichst selbst bestreiten können.

Scheitert Europa an dieser Aufgabe, setzt es seine Zukunft aufs Spiel. Nicht mehr und nicht weniger.

Donald Trump’s state visit in London

Doom and gloom

Janine Goedert

It became one of the most surreal weeks in a long while, at least in London, where Donald Trump was on an official state visit a couple of days before Theresa May formally resigned as leader of the Conservative Party on Friday, June 7th.

End of story, you might have hoped, but no, not at all. The Brexit fiasco is messier than ever and the stakes are as high as could be. In fact, one might wonder how anyone in their right mind would volunteer to take over! Still, in the first round ten contenders are squabbling for the Tory leadership, with Boris Johnson as the runaway favourite, while Jeremy Hunt, the foreign secretary, and Michael Gove, the environment secretary, are neck-to-neck. Either of them might very well be the other candidate that will be chosen by Tory MPs and then appear on the ballot paper of two which the whole national Conservative membership is to elect the next leader from.

While Johnson has told MPs in his usual flowery way that they need to “stop banging on about Brexit and put that bawling baby to bed”, some Tories are running full-frontal attacks on him. Thus, in last week’s *Saturday Times* Matthew Parris, former MP and now respected *Times* columnist, described the party favourite as “a lazy, untrustworthy do-nothing” and as “a nasty piece of work”. Yet Boris (the one Tory everyone seems to be on first-name terms with!) is seen by many as the only politician able to beat both Corbyn and Farage.

Michael Gove is prepared to delay leaving the EU beyond 31st October, determined to avoid a no-deal. A more moderate approach, no doubt. He has also just had to confess that he took cocaine on several occasions over twenty years ago, when he was working as a journalist. It is something he admitted to his closest aides in 2016. Since of the six people present at the time only one is no longer working for him, the leak signals that the gloves are off and that a dirty-tricks campaign is on its way. In any case, Gove is busy this week trying to get his campaign back on track.

Meanwhile, Jeremy Hunt has been flip-flopping on key policies, among them the option of a no-deal Brexit. This does not help and confuses everyone. He has put family values at the heart of his campaign, claiming that he wants to erase the divide between young and old at a time when, according to the latest research, nearly half of Tory voters are over 65.

“Big hat, no cattle”. The old Texan expression for showy people without much behind their show might help sum it all up

If you turn to the Labour Party, you soon realise that they are equally divided and hardly any better off. Jeremy Corbyn’s awkward attitude towards bullying and harassment seems to make front-page news day after day. Besides, a lot of party members resent his ambiguous stance on the Brexit mess. And what about the anti-Semitism accusations that have been chipping away at Labour’s integrity for months now?

It all suggests that at least in Britain you cannot yet dismiss unfavourable reports as “fake news”, the way the US President routinely does: Not many people cheering my motorcade? – No problem. Let’s just pretend that the demonstrators who shouted “Dump Trump” and flew the orange baby blimp were, in fact, cheering me on.

Character is destiny. In most ways the President is the very opposite of Theresa May, who has often been described as secretive and enigmatic, whereas we all know what the world’s most powerful tweeter is thinking. Except that he’s changing his mind every five minutes. Mercurial and aggressive, with not a hint of gravitas in sight.

When they were standing at the two lecterns for that press conference last week, Theresa May tried to sound upbeat about the special relationship, while Trump bragged about his popularity. Also, he had clearly not been briefed about the NHS and the great emotional significance it has for the whole nation.

“Big hat, no cattle”. The old Texan expression for showy people without much behind their show might help sum it all up. In the eyes of the Potus, the state visit had already morphed into a glorious family holiday. Will the American taxpayer be ready to pick up the tab for all those hotel floors and luxury suites, I wonder. In any case, the Trumps meeting the

Windsors was the cherry on the cake. All those tiaras and the glorious pomp. Just bring it on! The Trumps might have come across as a brasher, less thrifty gang, but the winner was clearly out to take it all.

The biggest and most grotesque irony came on Thursday, when everyone attended the D-Day ceremony in Portsmouth. As expected, the speeches were about standing together and defending common values. Seeing the frail but resilient veterans take the stage in front of those political leaders became an exercise in sheer absurdity, what with “America First” and the Brexit fever hanging over it all. But then, no doubt, the Donald was already thinking of the next round of golf and of which adviser he would fire once he was back home. Tremendous spirit and great love – no negative force in sight!

Fortunately, you might conclude, only the Queen is in it for the long haul. Having seen so many Prime Ministers and Presidents vanish into a short paragraph or a mere footnote in the odd history book must feel strangely satisfying at times.

Gedicht fir d’Sprang-prëssessioun

Police vir a Police hannen
Fir déi Prëssessioun ze bannen
Eenzel Pilger, Ministranten
Hei an do mol e Bekannten

Bëscheef, Nonnen a Prälaten
An all Klerus deen se haten
Fir zu lechternach ze sprangen
Fir ze bieden an ze sangen

Vu Groussprüm a vu Sankt Wendel
Polkatak an héich de Fändel
Aus der Eifel a vun Tréier
Schoulfräi lo fir d’éischte Kéier

Héichbetrib an der Abtei
Gëllen Hitt a laangt Gezei
Här, loos d’Leit nach bëlleg tanken
A seen dem Willibrord seng Schanken

Jacques Drescher

Rock Fossils – wenn ausgestorbene Tiere auf harte Musik treffen

Wieder was gelernt

Lea Numberger-Thuy & Ben Thuy

Hand aufs Herz, es gibt in der Naturkunde kaum etwas Spannenderes als Fossilien, und in der Musik kaum etwas Cooleres als Rock. Aber was passiert, wenn man diese beiden, scheinbar grundverschiedenen Welten vereint?

Zugegebenermaßen veranlasst dieser Gedanke erst einmal Stirnrunzeln, lässt doch das Ergebnis eher ein betretenes Nebeneinander als eine gelungene Symbiose befürchten. Anlässlich des Projektes „Rock Fossils – true love never dies“, das im vergangenen Jahr am Naturhistorischen Museum in Luxemburg zu einer Sonderausstellung mitsamt Rahmenprogramm führte, entpuppte sich die Vereinigung von Rockmusik und Paläontologie jedoch als unerwarteter Hauptgewinn, für beide Welten.

Aber eins nach dem anderen: Warum sollte man überhaupt so scheinbar gegensätzliche Aspekte wie Wissenschaft und Kunst, Logik und Leidenschaft, Nüchternheit und Tabubruch miteinander verbinden wollen? Zum einen bedarf die Aufteilung und Kategorisierung sicherlich keinerlei Unterstützung, weder in akademischen noch in kulturrainen Kreisen. Es ist zurzeit derart in Mode, unter Seinesgleichen zu bleiben und sich abzugrenzen, dass man fast den Eindruck bekommt, es wäre kollektiv so gewollt. Das Vereinen von Unterschieden hingegen muss oft mit viel Aufwand und Feingefühl herbeigeführt werden.

Zum anderen floriert die Vereinigung von Rockmusik und Fossilien bereits auf eine sehr menschliche Art und Weise in einzelnen Personen: Paläontologen, die einen Hang für Rock, Metal und Punk pflegen. Ja, es gibt auch Wissenschaftler mit einem Gespür für Kunst. Eigentlich eine überflüssige Aussage, sollte man meinen, wäre da nicht die Verblüffung, die Wissenschaftler ernten, wenn sie sich als Musikfan oder sogar als Hobbymusiker zu erkennen geben. Andersherum genauso: Greg Graffin, Frontmann der legendären Punkband Bad Religion, ist nicht nur Rockstar, sondern entgegen gängiger Erwartungen promovierter Evolutionsbiologe und Professor an der Universität von Los Angeles. Einige Klischees scheinen lebende Fossilien zu sein.

Meist jedoch trennen selbst glühende Musikfans unter den Wissenschaftlern ihre beiden Interessengebiete. Spannend wird es, wenn diese Partition aufgehoben wird und die Leidenschaft für Musik in die Ausübung der Wissenschaft einfließt. Einen möglichen Weg dafür bietet ausgerechnet das wohl nüchternste Gebiet der Lebenswissenschaften: die Nomenklatur, in anderen Worten das Benennen von Arten. Dass es die Notwendigkeit gibt, den Komponenten unseres Umfeldes Namen zu geben, leuchtet ein: Wie sollte man sich sonst verständigen, wenn nicht klar ist, wovon überhaupt die Rede ist? Und so haben eben auch alle Lebewesen, sofern bekannt, einen Namen. Wenn wir von Fuchs, Wolf und Dachs reden, ist den allermeisten klar, was gemeint ist, zumindest im deutschsprachigen Raum.

Schwierig wird es, wenn andere Sprachen ins Spiel kommen. Damit ein und dasselbe Tier nicht mal „Fuchs“, mal „Renard“ und mal „Raposa“ heißt, gibt es den so genannten wissenschaftlichen Namen *Vulpes vulpes*, der überall auf der Welt, unabhängig vom Sprachraum, die Art Rotfuchs bezeichnet. Diese aktuell gültige und weltweit einheitlich angewandte Benennung der Lebewesen beruht auf dem Meisterwerk *Systema Naturae*, 1758 veröffentlicht vom schwedischen Botaniker, Zoologen und Arzt Carl von Linné. Damit ein System kohärent angewandt wird, braucht es ein Regelwerk mitsamt Kontrollinstanz. So gibt es den internationalen Codex für zoologische Nomenklatur, verfasst und verwaltet von der internationalen Kommission für zoologische Nomenklatur, sowie ihre jeweiligen botanischen Äquivalente.

Wer sich an diesem Punkt an die Deutsche Industrienorm erinnert fühlt, liegt gar nicht so falsch: Das Benennen einer biologischen (oder paläontologischen) Art ist ein hochgradig formalistischer Akt. Angesichts der Tragweite der Artnamen – im Idealfall weltweit und für alle Ewigkeit gültig – versteht sich die Notwendigkeit dieses Formalismus. Allerdings macht er die Nomenklatur als Fachgebiet leider extrem unattraktiv. Ob deshalb seit



Die Sängerin von Arch Enemy, Alissa White-Gluz, erhält während einem Konzert in der Rockhal ein Modell eines nach ihr benannten Fossils überreicht

Jahren allenthalben Fördermittel- und Personal Kürzungen vermehrt auf Kosten von nomenklaturlastigen Fachbereichen gehen?

Es überrascht angesichts des durchformalisierten Prozesses einer Artbenennung, dass es nur eine Handvoll Regeln für die eigentlichen Namen gibt. So muss ein Artnamen kleingeschrieben zusammen mit einem Gattungsnamen aufgeführt werden, aus mindestens zwei Buchstaben bestehen und nur die Zeichen des lateinischen Alphabets enthalten, also keine Ziffern, Umlaute oder sonstige Sonderzeichen. Weniger eindeutig sind die Regeln, dass ein Artnamen aussprechbar und wohlklingend sowie frei von beleidigenden oder anstößigen Aspekten sein muss. Darüber hinaus ist alles erlaubt. Ungeachtet der daraus resultierenden, schier endlosen Freiheiten der Namensgebung halten sich die meisten Experten brav an Gepflogenheiten und benennen ihre Arten nach dem Fundort (*Caloceras luxemburgense*), nach einem Merkmal (*Ceratarges spinosus*) oder nach konsensfähigen Persönlichkeiten (*Caerostris darwini*). Und dann gibt es die Kollegen, die sich in der kreativen Freiheit der Namensbildung völlig ungehemmt austoben und Aspekte einfließen lassen, die weit über die zu benennende Art hinausgehen. Genau an diesem besonderen Punkt des Prozesses kann die Mauer zwischen der Wissenschaft und den anderen persönlichen Anliegen des Experten zu bröckeln beginnen. Dann kann ein Artnamen schnell mal zur Hommage an den Lieblings-Musiker werden.

Um nachzuvollziehen, wie man auf die Idee kommt, eine Art nach einer Band zu benennen, hier ein kurzer, persönlicher Erfahrungsbericht: Der Flur, schummrig ausgeleuchtet, strömt auch nach vielen Jahrzehnten den leicht unangenehmen Duft von Linoleum aus. Draußen zwitschern die Vögel, obwohl es schon dunkel ist, oder eher noch dunkel ist, denn der einzige freie Slot am Elektronenmikroskop des Instituts war wieder der um drei Uhr nachts. Nun gut, die Doktorarbeit schreibt sich nicht von allein. Ein Scandurchlauf des Geräts dauert anderthalb Minuten; zu lange, um einfach nur zu warten, zu kurz, um die Zeit sinnvoll zu nutzen. Der Kaffee ist seit zwei Scandurchläufen kalt, und überhaupt fühlt sich das Wachbleiben irgendwie verkartet an.

Langsam wird das Bild des Mikrofossils auf dem Schirm des Geräts scharf, spannende Strukturen zeigen sich, die Hypothese stimmt, zum Glück nicht umsonst gescannt, da passt der Song „Black Tongue“ von der amerikanischen Heavy-Metal-Band Masto-

don, der gerade über die Kopfhörer durch die Ohren ins Gehirn strömt, perfekt in die Stimmung. Aufbruch, die Strapazen abschütteln. Weiter im Text, aber diesmal mit neuer Energie; es ist tatsächlich eine neue Art, der Verdacht erhärtet sich. Eine unbekannte Art! Wahnsinn, und wie soll sie heißen? Wer war dabei, als aus dem Verdacht die freudige Gewissheit wurde? Eben, willkommen: *Lapidaster mastodon*.

Klingt verrückt, ist aber schon dutzendfach so oder ganz ähnlich passiert, und zwar mehreren inspirierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unabhängig voneinander. Es gibt aktuell über 70 Arten von fossilen Lebewesen, die nach einem Musiker oder einer Band benannt sind. Und alle haben eine sehr persönliche Geschichte, geprägt von diesem einen Moment, in dem sich die Faszination für die Wissenschaft und die Leidenschaft für Musik vereinen. Da ist der kleine Raubosaurier, der nach Mark Knopfler benannt wurde, weil bei der Grabung auf Madagaskar nur dann Knochen gefunden wurden, wenn im Radio die Dire Straits liefen. Da ist der Trilobiten-Experte, der die vier neuen Arten einer Gattung nach den vier Mitgliedern der Sex Pistols benennt, weil er seiner Verehrung Ausdruck verleihen möchte und nicht zuletzt dadurch seine älteren Kollegen dezent herausfordern kann. Da ist die junge Paläontologin, die in Punkrock und Uni-Professor Greg Graffin die personalisierte Vereinigung ihrer Leidenschaften erkennt und ihm einen neuen Urvogel widmet. Und da ist der Frontmann der berühmt-berühmten Metal-Band Slipknot, Corey Taylor, dessen kraftvolle Stimme den Frust des Wissenschaftlers während der Erforschung einer neuen Schlangengestaltart wegbrüllt, wonach jener ihn zum Namensvetter dieser Art macht.

Darf man das? Laut Codex ja. Soll man solch ungewöhnliche Namen vergeben? Natürlich! Beraubt das die Wissenschaft nicht ihrer Seriosität? Nein.

Wie so oft bei kreativen Entscheidungen, sind solche Namen natürlich Geschmackssache. Man muss die Begeisterung für die Namensstifter und ihr musikalisches Werk nicht teilen, und man muss den Wohlklang der daraus resultierenden Artnamen nicht anerkennen. Man muss Indian Pale Ale nicht mögen, und man muss die moderne Architektur nicht schön finden. Aber man kann! Zumal es den namenstragenden Tieren und Pflanzen egal sein dürfte, nach wem sie benannt sind.

Nicht egal ist hingegen die Außenwirkung von Arten, die nach Bands oder Musikern benannt sind. Weit über die persönlichen Beweggründe des namensgebenden Experten hinaus, haben Artnamen mit Bezug zur „normalen“ Welt ein viel größeres Potential, ein großes Publikum zu erreichen, als ihre konventionellen Pendants. Ein simples Beispiel: Die zwei fossilen Fische *Ceratoichthys* und *Hendrixella* lebten beide im Miozän von Italien. An welchen der beiden Namen würde man sich wohl nachträglich am ehesten erinnern, auch ohne explizit Fan von Jimi Hendrix zu sein? Eben! Durch den Bezug zur Musik erreicht man Musikfans, die man ansonsten nicht mit Wissenschaft ansprechen könnte.

In der Wissenschaftskommunikation werden immer noch viel zu oft schon offene Türen eingemurrt. Wer eine Wissenschaftsmesse mit den üblichen Stichworten bewirbt, angelt im Fass. Dagegen ist selbstverständlich nichts einzuwenden, aber ein neues Publikum erreicht man damit kaum. Anlässlich des Projektes *Rock Fossils* wurde am *Naturmuseum* ein breites Spektrum von Aktivitäten angeboten, von wissenschaftlichen Vorträgen bis hin zu Metal-Konzerten inmitten der Ausstellung. Es waren vor allem die Events mit musikalischem Schwerpunkt, die ein neues Publikum anlockten. Selten waren so viele schwarze T-Shirts im Museum anzutreffen. Wie sich herausstellte, war es für viele der begeisterten Musikfans tatsächlich das erste Mal seit ihrer Schulzeit, dass sie den Weg ins *Naturmuseum* fanden. Während persönlicher Gespräche vor Ort entpuppten sich viele von ihnen überraschenderweise als Wissenschaftsfans. Warum brauchte es erst die Verbindung mit der Musik, um sie ins Museum zu locken?

Es scheint, als gäbe es weniger ein Problem mit den Inhalten als vielmehr eine Kommunikationsbarriere. Das Interesse für Wissenschaft ist offensichtlich deutlich weiter verbreitet, als das Besucherspektrum typischer Wissenschaftsveranstaltungen vermuten lässt. Wie so oft im Leben macht der Ton die Musik. Werden wissenschaftliche Inhalte in einer neuen Tonlage vermittelt, in Anlehnung an fest etablierte Szenen mitsamt ihrer Symbolik und Ausdrucksweise, entsteht das Potential, die Anhängerschaft dieser Szene zu erreichen. Bei *Rock Fossils* wurden wissenschaftliche Events mit Flyern und Plakaten beworben, als seien es Metal-Konzerte aus der Untergrund-Szene. Darüber hinaus war das gesamte grafische Design der Ausstellung von der Ästhetik der Rock- und Metal-Szene inspiriert. Das

Werden wissenschaftliche Inhalte in neuer Tonlage vermittelt, in Anlehnung an etablierte Szenen mitsamt ihrer Symbolik und Ausdrucksweise, entsteht das Potential, die Anhängerschaft dieser Szene zu erreichen

vielseitige Spektrum der Besucher bestätigte den Erfolg dieser Herangehensweise.

Dennoch ist Vorsicht geboten: Nicht authentisches Übernehmen von Symbolen und Ausdrucksweisen anderer Szenen wurde schon oft – zu Recht – als unerwünschtes Eindringen von Szenenfremdlingen abgestraft. Es reicht eben nicht, seinem Flyer eine Metal-Ästhetik zu verpassen, wenn es keinen triftigen Grund dafür gibt. Im Fall von *Rock Fossils* lieferten die Hauptdarsteller des Projektes, die nach Musikern und Bands benannten Fossilien und ihre Entdecker, die Legitimation. Anlässlich eines Konzerts der schwedischen Metal-Giganten Arch Enemy in der Rockhal wurde deutlich, dass eine wissenschaftliche Einmischung durchaus als Bereicherung von den Szenemitgliedern aufgenommen werden kann. Das *Naturmuseum* konnte nicht nur einen Teil der *Rock Fossils*-Ausstellung im Foyer der Konzerthalle aufbauen, sondern überreichte der Frontfrau von Arch Enemy, Alissa White-Gluz, zudem ein Modell des nach ihr benannten Fossils live auf der Bühne, während ihrer Show. Die Reaktionen der Fans waren eindeutig: Die Wissenschaft war an diesem Abend kein Fremdkörper, sondern ein willkommener, wenn auch unerwarteter Gast und Gleichgesinnter.

Rock Fossils hat gezeigt, dass es sich lohnt, verschiedene Welten zu verbinden, auch oder gerade wenn diese auf den ersten Blick wenig gemeinsam haben. Eine wesentliche Grundvoraussetzung ist jedoch, dass diese Vereinigung authentisch, auf Augenhöhe und mit gegenseitigem Respekt erfolgt. In einer Welt von zunehmender Aufspaltung und Nicht-Kommunikation zwischen Gruppierungen fördert solch Brückenbau ein Phänomen, für das es keinen passenden deutschen Begriff gibt: „cross-fertilization“, unbeholfen und unvollständig als gegenseitige Bereicherung zu übersetzen. Es ist zu erwarten – und teilweise schon zu erleben –, dass solche Symbiosen zwischen Wissenschaft und anderen Welten, allen voran Pop-Kultur und Online-Videoplattformen. Das könnte eine neue Ära der Wissenschaftskommunikation einläuten. Wenn zwei sich verstehen, ist das Ergebnis aus dieser Verbindung eben doch viel mehr als die Summe der Einzelnen.

Lea Numberger-Thuy und Ben Thuy sind promovierte Paläontologen und forschen am Musée national d'histoire naturelle/*Naturmuseum*. Als Kuratoren der Ausstellung „Rock Fossils – true love never dies“ im Sommer 2018 beschrieben sie mehrere neue Arten von Fossilien und benannten sie nach Rock-Musikern und Bands.

Chroniques de l’urgence

Il n’est pas trop tard



Manifestation du mouvement Youth For Climate Luxembourg, le 24 mai au Kirchberg

Jean Lasar

Il est tentant de se laisser gagner par le fatalisme face aux sombres prédictions des scientifiques qui étudient le climat terrestre (la tentation est forte aussi de les ignorer, voire de nier leurs conclusions, mais ceux qui choisissent cette voie sont heureusement de moins en moins nombreux). Il importe cependant de garder à l’esprit que nous avons toujours le choix, qu’il n’est pas trop tard. Et ce pour plusieurs raisons.

La première est que les attitudes fatalistes (« c’est foutu », « il n’y a plus rien à faire », « c’est à cause de la surpopulation », « et tant que la Chine... », et cetera) sont précisément celles que cherchent à induire les tenants du statu quo fossile. Si nous nous laissons persuader que quels que soient nos efforts de décarbonisation, ceux-ci seront vains, les pétrocrates auront gagné, nous engluant dans les viscosités de leur produit-phare. Ne serait-ce que pour résister à ce funeste stratagème, qui mise surtout sur notre inertie, il importe de se souvenir que le pire n’est jamais sûr.

Les bénéfices d’une décarbonisation massive et immédiate sont, eux aussi, massifs et immédiats

La deuxième est que les bénéfices d’une décarbonisation massive et immédiate sont, eux aussi, massifs et immédiats. Même s’il faut malheureusement admettre qu’avec plus de 410 parts de gaz carbonique par million dans l’atmosphère aujourd’hui, un certain nombre de conséquences extrêmement désagréables sont inévitables. Mais, pour ne citer qu’un exemple, débarrasser rapidement les villes, où vit plus de la moitié de l’humanité, des moteurs à explosion aurait des avantages sanitaires immenses : ce seraient, nous informent les chiffres de l’Organisation mondiale de la santé, des millions de morts prématurées qui seraient évitées. Ce seraient aussi des milliards d’humains qui vivraient mieux parce qu’ils ne seraient plus contraints de respirer un air chargé d’oxydes d’azote et de particules fines, causes avérées de maladies pulmonaires et de cancer. Arrêter rapidement les pesticides et les plastiques, sources eux aussi d’importantes émissions de gaz à effet de serre, aurait également des effets positifs considérables sur la santé humaine. S’il se trouve que notre sort est scellé à cause de notre coupable inaction de ces dernières décennies, autant périr en respirant un air plus pur et en mangeant plus sain...

La troisième est que le branle-bas de combat qui s’impose, au cours duquel nous serons amenés à refonder nos sociétés autour de valeurs de coopération, d’inclusion et de créativité, est susceptible de nous faire redécouvrir des talents cachés de notre espèce. Ceux qui voudraient nous convaincre que les moteurs premiers de la « nature humaine » seraient l’avidité et l’esprit de compétition pourraient bien en prendre pour leur grade en découvrant que l’*homo sapiens* est encore capable de donner droit à l’attribut de « sagesse » qui figure dans sa dénomination. Nous avons toujours le choix.

Die kleine Zeitzeugin

Unbekindert, unbemannt

Michèle Thoma

Ausgerechnet zu Muh-ttertag lese ich das. Muh-ttertag, ist der nicht ein bisschen untergegangen dieses Jahr? Wer über minimalste Vitalreflexe und auch nur ein paar Kröten verfügt, flog, sorry Greta, dem Vater, dem Sohn, dem Heiligen Geist, aber auch der Guten Mutter davon. Eine einzige Facebook-Freundin zeigt etwas Kreatives her, von den Kids, sniff.

Und dann muss frau Muh-tter auch noch lesen, dass kinderlose, unverheiratete Frauen die glücklichsten Menschen überhaupt sind. Was sie schon lange ahnte, manchmal kamen ihr Erkenntnissschübe. Denn wer sagt eigentlich, dass Winziwunderwesen, die eine aussaugen, dass Minimonster, die einer plärrend am Jeansbein hängen, für unser Glück zuständig sind? Und dann werden die auch noch größer. Sie mutieren, pubertieren, sie kriegen Liebeskummer, Fünfer, Kinder. Und ab wenn es wirklich chillig sein könnte, mal was Nettes zusammen unternehmen, kommt Nachkomm das extrem unattraktiv vor, ja, wie eine Zumutung. Mutter aller Neurosen, weiche!

Manche Mütter outen sich. Sie haben vom Windelnwechseln die Schnauze voll, vor allem natürlich von der Isolationshaft. Es gibt jede Menge Mütter-Leidens-Blogs, in aufgekärten Schichten wird Mutter längst nicht mehr verklärt, ihre *-schaft* schon gar nicht. Es gibt gar eine Bewegung, Regretting Motherhood, in der ein paar Frauen bekennen – so was muss frau natürlich bekennen, ihre Mutterschaft zu bereuen. Arme Kinder, war mein erster Reflex. Die Frauen meinten aber gleich, die eigenen Kinder seien nicht gemeint.

Kinderlose unverheiratete Frauen sind besonders glücklich, lese ich ausgerechnet am Muttertag

Um Muttertag herum wird jetzt in zahlreichen Medien das Glück der Frauen dargestellt, die ohne sind. Neoliberale Ego-Gesellinnenschaft, grummeln rechte und linke Patriarchen. *No husband, no kids*. Glücksexperte Paul Dolan hat das rausgefunden, basierend auf US-Statistiken. Dort, wo fromme Herren die herrschende Meinung bestimmen, ist das wohl kaum so, ob das auch für Arm, Alt und Allein gilt, darüber erfährt frau in den zahlreichen Kommentaren, die alle gleich lauten, nichts. Kaum eine_r der Journalist_innen hat sich die Mühe gemacht, das Buch zu lesen. Ich auch nicht, auch noch Geld ausgeben um dann Schwarz auf Weiß mitgeteilt zu bekommen, dass ich weniger lang lebe als meine unbekinderten, unbemannten Artgenoss_innen?

Die tun das nicht nur, weil sie keinen Pflegephall an ihrer Seite haben und die Brut nicht hüten müssen. Sondern vor allem, weil das Stigma jetzt weg ist. Die alte Jungfer ist längst zum smarten Single mutiert, Hund ist das neue Kind, und Kinderkriegerinnen sind jetzt am Aussterben der Artenvielfalt schuld, sie bringen Mutter Erde gar unter die Erde. Wenn frau

das gefährliche Kap genommen hat, wo das ohrenbetäubende Ticken der biologischen Eieruhr sie um den Verstand bringt, kann es nur toll werden.

Und noch toller. Wenn sie der süßesten aller Versuchungen widerstanden hat, vielleicht hat es auch nicht geklappt. Dann kann sie zehn Jahre später mit einem milden Blick auf ihre schwer beschäftigte weibliche Umwelt stoßseufzen, uff, Gott sei Dank, den Hund kraulen oder den Gepaxten, so ein Killer wie ein Ehemann scheint der nicht zu sein. All diese munteren Damen in fortgeschrittenem Alter, die uns unternehmungslustig vor Graffiti in Kuba oder vor Jurten in der Mongolei anlächeln.

Sie wirken nicht depressiver oder aggressiver als die, die gerade nicht abkömmlich sind, weil jemand schnell in die Kita oder Sandkuchen backen muss, sie sind ja schließlich Profis. Sie wirken geradezu fatal ausgeglichen, diese freien Frauen in einer freien Gesellschaft, von Vereinsamung und Verhärtmtsein keine Spur, frau, die sich nicht vermehrt hat, reist mehr, hat mehr Spaß, Kunst, Sex, und dass sie extra egoistisch ist, was Mann, aber auch gute Mutter ihnen gern unterstellt, stimmt nicht. Sie machen viel für andere Menschen, nur nicht nur für Selbstgemachte. Wobei: Müssen sie das?

Nachkommen scheinen frau also nicht unbedingt zu bekommen, Liebe lebenslänglich verkürzt ihr Leben. Die Herren betrifft das nicht, im Gegenteil, Verehelichte haben längeres Durchhaltevermögen, selbst Kinder schaffen es nicht, sie früher ins Grab zu bringen. So, Muttertagtextschluss.



Wer sagt eigentlich, dass Winziwunderwesen für unser Glück zuständig sind?

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 23.07.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de gros oeuvre et d'aménagements extérieurs à exécuter dans l'intérêt de la construction d'une maison de soins à Bascharage.

Description succincte du marché :

Le présent marché est un marché de travaux de gros-œuvre et d'aménagements extérieurs pour la construction d'une maison de soins à Bascharage.

- Travaux de terrassement 20 000 m³ de déblais ;
- Travaux de fourniture et mise en oeuvre du béton 13 000 m³ de béton armé ;
- Travaux de fourniture et mise en oeuvre des armatures 1 900 tonnes d'acier ;
- Travaux de fourniture et mise en oeuvre de coffrage 47 000 m² de coffrage ;
- Travaux de surfaces extérieures 4 500 m² de pavage.

La durée des travaux est de 345 jours ouvrables à débiter fin 2019.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
13.06.2019

La version intégrale de l'avis n° 1900943 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 17.07.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Installation d'équipements pour laboratoires scolaires à exécuter dans l'intérêt de l'École internationale à Differdange – enseignement secondaire.

Description succincte du marché :

- 5 salles de classes avec 1 pupitre et 30 postes d'expérimentation ;
- 4 salles de préparation avec poste de travail, table de préparation, appareil de nettoyage pour éprouvettes et armoires de rangement ;
- 1 salle « dépôts » avec étagères et armoires de rangement ;
- 10 équipements de détecteurs gaz compactes avec détecteurs, câblage et tableau de commande pour salle de classe, respectivement salle de préparation ;
- 1 forfait pour raccordement, électricité, eau, sanitaire et chauffage, ainsi que mise en service complète.

La durée prévisible des travaux est de 80 jours ouvrables à débiter au courant du 1^{er} trimestre 2020.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés

publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
13.06.2019

La version intégrale de l'avis n° 1900866 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Chantal Maquet (à gauche) mettant une dernière main, ce mardi, à l'installation de son exposition personnelle *Stay Gold* au Centre des arts pluriels à Ettelbruck, qui fêtait son vernissage mardi. L'artiste-peintre qui vit et travaille entre Hambourg et Bourglinster n'a jamais tourné le dos à son média de prédilection. Au contraire : elle défend la peinture figurative bec et ongles, se consacrant de préférence au portrait de l'homme moderne dans son environnement aliénant. Deux ans après son impressionnante exposition *Uns verbindet nichts* à Dudelange, elle s'est approprié la galerie du Cape avec des portraits de groupe, de plus petits portraits individuels et une charmante série de petits formats de fleurs, jouant constamment sur la tension entre réalité et fiction et appelant à des clichés de notre conscience collective – ce moment où on se sent seul parmi les autres (jusqu'au 7 juillet ; cape.lu). jh

Sven Becker

Théâtre

L'algorithme de l'amour

Un des avantages des petites scènes est qu'elles sont assez flexibles pour pouvoir monter des créations théâtrales avec les moyens du bord et de faire émerger de jeunes talents. Pour son dernier spectacle avant la pause estivale, le Kasemattentheater a réuni toutes les qualités de son lieu : une nouvelle pièce de Guy Helminger – il y avait présenté *Guten Morgen, Ihr Völker!*, une parodie sur l'Europe, il y a deux ans –, de jeunes acteurs et un metteur en scène qui travaille pour la première fois au Luxembourg. La pièce s'appelle *Jockey* et parle des sites de rencontres en-ligne, toujours sur le ton de l'humour. La mise en scène est assurée par l'indépendant Calle Fuhr, né en 1994, qui travaille surtout à Vienne (Volkstheater) et à Berlin (Deutsches Theater, conférencier à la Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch). Il cumule les talents, étant aussi auteur de textes de théâtre et ayant réalisé la scénographie spartiate de cette production, qui a fêté sa première mardi.

De l'école Ernst Busch (à laquelle a aussi étudié Max Thommes), Calle Fuhr a ramené l'acteur Eidin Jalali, qui joue aux côtés d'Eugénie Anselin et de Pitt Simon. À eux trois, ils interprètent cette pièce parodiant la recherche rapide de l'amour sur mesure par dispositif interposé, les applications type Tinder sur lesquels les amants potentiels défilent à la vitesse du pouce sur un écran de téléphone portable, et où on peut trouver un bon coup dans un rayon géographique prédéfini. Guy Helminger, qui aime à se moquer de l'air du temps, se demande pourquoi les gens ne parlent plus au voisin ou à la voisine, mais cherchent l'âme-sœur en Chine.

Le texte de la pièce, qui sera encore jouée ce soir, vendredi 14, ainsi que demain, 15 et les 17 et 18 juin au Kasemattentheater (photo : Antoine de Saint Phalle), est publié aux éditions Capybara ; la production partira en tournée au Théâtre d'Esch et au Kulturhaus Niederaanven la saison prochaine (kasemattentheater.lu). jh



Récompenses



Visualiser l'abstraction

La photographe norvégienne Eline Benjaminsen (*1992) est la lauréate des *Portfolio Days* du CNA, qui ont eu lieu le week-end dernier. Benjaminsen a été retenue par un jury international parmi 23 photographes nommés et se voit offrir une résidence avec publication et exposition au CNA – comme Ezio D'Agostino avant elle. Formée à l'Académie royale des arts de La Haye, elle y a consacré son travail de fin d'études aux traces matérielles que laisse la haute finance dans l'espace public, sous le titre *Where the money is made* (photo). Parce qu'elle se sent concernée par la difficulté à saisir les processus socio-économiques abstraits, elle s'acharne à en faire une sorte d'archive visuelle sur le long terme. jh

Il pleut des prix...

...de la part du Fonds culturel national : Aline Bouvy remporte la résidence de six mois au Künstlerhaus Bethanien à Berlin, Véra Kox celle à la Cité internationale des arts à Paris. La Theaterfederatioun quant à elle annonce que la danseuse et chorégraphe Jill Crovisier (qui est aussi lauréate du Lëtzeburger Danzpräis 2019) représentera le Luxembourg au *Off* d'Avignon en 2020, avec son solo de danse *The Hidden Garden*. jh

Art contemporain

Indie at last

« Nous voulions unir nos énergies indépendantes », est la définition évidente que donne la curatrice Stilbé Schroeder (portrait de 2017 : sb) de la plateforme Podium, qu'elle vient de lancer avec son confrère Vincent Crapon. Connaissant tous les deux les contraintes de l'institution – elle travaille au Casino Luxembourg et Vincent, désormais indépendant à Londres, était en poste du Mudam durant quelques années – ils voulaient une structure légère pour monter des projets pointus d'art très contemporain, qui peuvent prendre une forme d'exposition, ou alors être des performances ou des conférences. La première activité sera une exposition dans un bâtiment désaffecté, une ancienne boulangerie de la rue du Curé à Luxembourg-Ville. À partir de vendredi prochain, 21 juin et durant le seul week-end, on pourra y voir *Cherry Pickers*, une exposition de groupe réunissant les œuvres d'une bonne trentaine d'artistes. Alors qu'on a pris l'habitude de ces grandes récupérations de bâtiments par l'art, notamment par Cueva à Esch, on est impressionné par la qualité des artistes qui participent ici – tous prêts à mettre à disposition une œuvre par respect ou amitié pour les deux initiateurs. D'Aline Bouvy en passant par Sophie Jung ou Eric Schumacher, à Christoph Meier et Ute Müller, les seuls noms imposent un détour par la rue du Curé le week-end prochain (podiumpodium.com). jh



Art contemporain

Chickengame

Ce lundi, au lendemain de son passage au Luxembourg (voir p.16), l'artiste Sophie Jung s'est vue décerner un Swiss Art Award à Bâle avec sa nouvelle création *{Shakes head} me berapt of sence, with pricks of fury fresh yee fill*, créé pour l'occasion avec Peter Burleigh (photo : Swiss Art Awards). Cette performance autour de la figure de Cassandre réunit, comme toujours chez Jung, une installation avec des éléments sculpturaux (ici : e.a. des pattes et une tête de poulet) et un moment performatif, lors duquel elle active ces éléments et leur insuffle un sens par les textes qu'elle écrit elle-même, se basant sur un remix de culture populaire et d'actualité politique. Le jury salue ce « chœur figuré des conflits » et le mode imagé avec lequel l'artiste « raconte le drame de la violence et de la sexualité, de la mort sociale et du calcul politique ». Les Swiss Art Awards sont organisés annuellement depuis 1899 et récompensent des artistes suisses ou résidents en Suisse. Sophie Jung a la double nationalité suisse et luxembourgeoise ; elle vit et travaille en grande partie à Bâle. Cette année, 328 artistes avaient soumis un dossier, neuf ont finalement reçu un prix, doté de 25 000 francs suisses (22 000 euros), plus 5 000 francs de frais de production. Les œuvres sont exposées jusqu'à dimanche, 16 juin, à la Messe Basel, Sophie Jung donne sa performance tous les jours à 17 heures (swissartawards.ch). jh

Politique

Antagonismes

La liberté du commerce et le respect des droits de l'homme sont-ils compatibles ou antagonistes ? Telle est le crédo d'une question parlementaire du député Marc Goergen (Piraten) à pas moins de cinq ministres ayant affaire d'une manière ou d'une autre avec la présence luxembourgeoise à l'Expo 2020 à Dubaï. En gros, Goergen voudrait savoir quelles seront les retombées économiques de ce pavillon, si le budget sera respecté et si le Luxembourg surveille le respect des conditions de travail dans les Émirats arabes unis, souvent stigmatisés pour leur autoritarisme. Dans sa réponse, le ministre de l'Économie Etienne Schneider (LSAP) pourtant n'y voit que du feu. Tout va très bien, insiste-t-il, que les organisateurs de l'Expo ont instauré un respect plus strict des droits de l'homme et du travail sur le site, et que le gouvernement luxembourgeois suit les évolutions dans le pays depuis le début des relations diplomatiques, en 1980. Bien sûr, le grand-duché investira ces 32 millions d'euros – dont 7,5 millions proviendront de partenaires privés Post, SES et Chambre de commerce – en vue de retombées économiques, que le ministre Schneider ne peut pas encore chiffrer. Le pavillon conçu par Metaform (photo) sera recyclable à 70 pour cent après les six mois sur le site, les matériaux seront loués sur place. La commissaire générale Maggy Nagel (DP) dispose déjà d'une cellule de trois collaborateurs au ministère de l'Économie. jh



Fundamental Monodrama Festival

Comment habiter un monde disloqué ?

josée hansen

Les tragédies de Jackie K. « Les gens ne parviennent pas à se défaire de notre image », observe Jackie. Son mari « Jack » est mort, dans ses bras, il y avait du sang « et de la masse cervicale » sur son tailleur rose, se souvient-elle. L'attentat contre le président américain en exercice John F. Kennedy, le 22 novembre 1963, était une des tragédies les plus médiatisées de la deuxième moitié du XX^e siècle. Natalie Portman vient d'incarner avec une certaine recherche de véracité la veuve fragile mais stoïque dans le biopic éponyme de Pablo Larrain (2016). Sur la scène de la Bananefabrik, Jackie nous apparaît perdue, titubant entre médicaments et patches, mais s'égosillant néanmoins à médire ses belles-sœurs, son mari infidèle qui lui a transmis une chlamydiose à force de coucher ailleurs, et surtout cette rivale, dont elle insiste un peu trop lourdement qu'elle n'en était pas une : Marilyn.

Jackie est une pièce d'Elfriede Jelinek, écrite en 2002 dans sa série des *Princess Plays*, avec une grande admiration pour l'élégance hypnotique de cette femme qui aurait voulu être autre chose – auteure peut-être ? – mais dont la mère la destinait à un riche mariage. « Le destin nous a remarquées », raconte-t-elle sur scène. « Grâce à son élégance, sa simplicité et sa beauté, elle est devenue l'une des Premières dames les plus populaires et les plus photographiées », selon le site Wikipedia, comme si c'était la définition-même d'épouse de celui qui est communément considéré comme étant l'homme le plus puissant du

monde. Jelinek, qui est pourtant une auteure très politisée par ailleurs, a fait de cette Jackie une poupée de cire, un mannequin qui n'a d'autre souci que son vestiaire et son look. « Je suis mes vêtements et mes vêtements sont moi », le résume son personnage, mais que « tout cet appareil n'était qu'artifice ».

Valérie Bodson a eu un coup de cœur pour ce texte et l'a monté en ouverture du Fundamental Monodrama Festival à la Bananefabrik vendredi dernier. Sa Jackie est incarnée par Caty Baccega, qui quitte ainsi (enfin) son profil d'éternelle jeune première dans lequel elle fut trop longtemps cantonnée. La scène très sobre est constituée d'une marée de photophores, pour signifier cet entre-deux – entre la vie et la mort – dans lequel se trouve Jackie, endeuillée non seulement par la mort de son mari, mais aussi la perte de trois enfants. Valérie Bodson a voulu faire une pièce sur la mort, le deuil et la résilience à partir de ce texte souvent poignant, mais aussi parfois redondant et répétitif. Caty Baccega impressionne, avec sa voix grave et chaude, surtout dans les petits gestes, quand elle a un moment de malice ou se sent honteuse. Mais elle manque d'évolution dans les 90 minutes, parce qu'elle est déjà complètement perdue lorsque la pièce commence. Le recours à un dictaphone résout en grande partie la question du destinataire de son long monologue : elle enregistre des confidences et peut ainsi se laisser aller à toutes sortes d'observations. Le spectacle coproduit par Fundamental et Ici&Maintenant asbl

mériterait de tourner à travers le pays afin de se bonifier avec le temps.

La logorrhée de Sophie Jung Si Jelinek a fortement marqué le développement du théâtre postdramatique actuel, Sophie Jung l'amène encore ailleurs. Parce que, bien qu'elle vienne d'une famille d'acteurs, elle a choisi un autre univers pour évoluer, celui de l'art contemporain. Si ses performances se déroulent souvent dans des musées, au sein même de ses propres installations aussi déconcertantes que personnelles, qu'elle « active » ou « incarne » en y jouant souvent ses propres textes, toujours aidée par son partenaire Peter Burleigh, la petite salle de la Bananefabrik s'est révélée être une coulisse idéale pour y voir son spectacle *Paramount VS Tantamount*, créé l'année dernière au Centre culturel suisse à Paris. On y retrouve tous les ingrédients de l'univers de Sophie Jung : les références à la vieille culture américaine – cette reprise aussi charmante qu'hésitante du standard de la country *Crazy* de Willie Nelson –, le mélange entre hybris et angoisse, qu'elle surmonte avec l'aide de Peter, toujours là pour la faire rayonner (ici au sens propre du terme : il la suit constamment avec un projecteur), mais aussi l'humour salvateur (sa démarche très chaplinesque de « Happy Chappy »). Mine de rien, les textes qu'elle écrit ou compile, dont entre autres quelques extraits de Darwin, lui permettent de faire une critique des cruautés du capitalisme, de plaider pour le féminisme ou de s'amuser de l'absurdité de la société du spectacle.

De Jackie Kennedy à Sophie Jung, la première moitié de cette édition du festival du seul-en-scène donne à voir des figures perdues dans un environnement hostile

Les bacchanales de Martin Engler Si le festival du seul-en-scène organisé par Steve Karier et son asbl Fundamental fête cette année son dixième anniversaire, le fidèle Martin Engler ne pouvait manquer. Depuis la toute première édition, il contribuait toujours avec au moins une nouvelle production et celle de cette année, *Si je ne m'abuse* en était une sorte de *best of* jouissif. Accompagné d'une quatuor d'excellents musiciens – Christian Bader, Ralph Hufenus, Emma Lily Karier et Mathias Trippner –, ainsi que d'Ablasse dans un rôle de figurant, il promet de s'approcher de l'écrivain luxembourgeois Norbert Jacques et de son énigmatique *Doktor*

Mabuse – mais faisait complètement autre chose, comme toujours. Ce furent de véritables bacchanales artistiques qu'il proposa, revisitant les standards de son répertoire, des chansons du projet autour des textes de Carl Michael Bellman, en passant par sa très émouvante interprétation du flippant *Deutlich weniger Tote* de Falk Richter, jusqu'à des réflexions plus personnelles sur l'état du monde actuel (catastrophique) et les réponses qu'y donnent les politiques et les médias (en manipulant les faits et les chiffres). Il nous remémora Raymond Federman, dont *My body in nine parts* interprété par Steve Karier à Niederanven fut leur premier monodrame commun, qui donna le coup d'envoi du festival ou évoqua (*You make me feel like a natural woman* de Carole King. Martin Engler, c'est toujours une explosion de créativité et de talent, des idées à foison et une énergie hors pair, qui vient rappeler que l'art peut être une réponse à l'angoisse existentielle ambiante. Peut-être la seule.

Le Fundamental Monodrama Festival continue encore jusqu'à dimanche, 16 juin, avec notamment le spectacle *Kopie...Kult* de Max Thommes ce soir, vendredi 14 juin, la soirée expérimentale *Monolabo* demain, samedi, et, en clôture, l'extraordinaire Wolfram Koch incarnant *Ich bins deine Mutter* d'Einar Schlee, dimanche. La soirée Monolabo de samedi fera découvrir de jeunes talents : Elisabeth Schilling avec Cathy Krier, Guélord Luozo, Fabien-Aïssa Busetta, Timo Wagner avec Franz Liebig et une nouvelle recherche de Simone Mousset. Programme complet sur le site www.fundamental.lu.



Caty Baccega dans *Jackie* de Jelinek/Bodson ; Ablasse et Mathias Trippner lors d'une session d'improvisation ; Sophie Jung et Peter Burleigh dans *Paramount VS Tantamount* ; l'acteur Jarmo Reha, qui joue avec Armel Roussel ; Martin Engler et sa combo dans *Si je ne m'abuse* (de gauche à droite et de haut en bas)

Kino

Aus dem Leben eines Teenagers

Marc Trappendreher

Die Dardenne-Brüder sind in Frankreich bekannt geworden durch eine spezielle Form des Sozial-dramas. Mit Blick auf die Ausbildung der beiden – Luc hat Sozialphilosophie studiert, Jean-Pierre Film – lässt sich unschwer ablesen, dass ihr Werk einen starken ethisch-moralischen Anspruch hat. In den 80ern fließen diese Tendenzen in ihr Werk ein, die zuvorderst grundsätzliche Fragen nach der richtigen Lebensweise verhandeln. Obwohl von Nationalität Belgier, sind sie hauptsächlich über Frankreich rezipiert und international bekannt geworden. So wurden sie bereits zweimal in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet (*Rosetta*, 1999; *Lenfant*, 2005) und wurden seither zu einem äußerst renommierten Aushängeschild für das europäische Kino.

Mit *Le jeune Ahmed* widmen die Filmemacher sich nun dem Thema der islamistischen Radikalisierung: Der junge Ahmed, 13 Jahre alt, führt ein einsames, isoliertes Leben. Der Vater fehlt, die Mutter ist verzweifelt angesichts der zunehmenden Abschottung ihres Sohnes. Ahmeds Vorwurf, sie solle sich wie eine wahre Muslimin verhalten, macht sie fassungslos. Die fehlende väterliche Bezugsinstanz findet Ahmed in seinem Imam, der ihn mit seinen Reden schnell für sich zu gewin-



Idir Ben Addi (rechts), ein Schauspieler im Teenageralter, der in seiner nüchternen und dezenten Spielweise in der Rolle des Ahmed wie direkt aus dem Leben gegriffen scheint

nen weiß. Ahmed ist nun hin- und hergerissen zwischen den Idealen der Reinheit seines Imams und den Bedürfnissen des Lebens...

Die Gebrüder Dardenne konfrontieren ihr Publikum hier einmal mehr mit ethisch-philosophischen Fragen und fordern es implizit auf, dazu Stellung zu nehmen. Vor allem in *Rosetta*, *Lenfant* und *Le gamin au vélo* (2011) mögen die Umstände der Charaktere ebenfalls hart sein, aber da spürt das Publikum doch einen inhärenten Optimismus in diesen Geschichten, während bei *Ahmed* der Optimismus einer unabwendbaren Tragik weichen muss. Im Gegensatz zu einem Film wie *Le gamin au vélo*, der zeigt, was der positive Einfluss eines Erwachsenen auf die Lebenserfahrungen eines Jugendlichen ausmachen kann, zeigt *Le jeune Ahmed* einen Jugendlichen, der in einem Spannungsverhältnis zwischen konkurrierenden Vorbildern gefangen ist. Auf der einen Seite steht die muslimische Lehrerin Inès, die Ahmed das Lesen beigebracht hat und möchte, dass ihre Schüler Arabisch auch aus anderen Quellen als dem Koran lernen; auf der anderen Seite ist der Imam, der die Lehrerin als Apostatin sieht. Ahmed glaubt, indem er die erzieherischen Intentionen seiner Lehrerin als Blasphemie missversteht, auf eigene Faust Gerechtigkeit üben zu müssen.

Mit Idir Ben Addi haben die Gebrüder Dardenne einen Schauspieler im Teenageralter gefunden, der in seiner nüchternen und dezenten Spielweise in dieser Rolle wie direkt aus dem Leben gegriffen scheint. Das ist eine intensiv gespielte Hauptfigur in einem sozial realistisch dargestellten Leben in der Region um Lüttich, wie so oft der Handlungsschauplatz bei den Dardennes. Dem naturalistischen Stil der Regisseure ist es zu verdanken, dass der scharfe Kontrast zwischen hetzerischer, kriegerischer Propaganda und Ahmeds Alltagsrealität spürbar wird, ohne dabei aufdringlich moralisierend zu werden. Das präsentieren sie uns in einer gewohnt diskreten Haltung: Diese Bilder vermitteln einen intimen Realismus, der als solcher freilich wieder hochgradig filmisch konstruiert ist, besonders die fehlende Filmmusik und die schultergetragene Kamera haben erheblichen Anteil an diesem Effekt: Wenn Ahmed zur Tat schreiten will, sehen wir alles aus einer geradezu verschobenen Perspektive auf das Geschehen, nämlich mit Blick auf die Figuren, so als würden wir als Zuschauer direkt daneben stehen. Das schafft eine Intensität, der man sich als Zuschauer kaum entziehen kann. Dabei wird der Film nie zu subjektiv, nie zu vertraut und wahrt stets kritische Distanz, die zum Nachdenken anregen soll. Darin liegt einmal mehr die bemerkenswerte Leistung der Gebrüder Dardenne.

Mit *Le jeune Ahmed* konfrontieren die Dardenne-Brüder ihr Publikum einmal mehr mit ethisch-philosophischen Fragen und fordern es implizit auf, dazu Stellung zu nehmen

Art contemporain

Dépaysement interpellant

Lucien Kayser

Le moins qu'on puisse dire, l'exposition *Transmission*, à la galerie Zidoun & Bossuyt, dépayse, et comme le savaient déjà les Anciens au sujet de l'étonnement, elle interroge, au-delà des pures questions d'esthétique, elle interpelle. Dès l'entrée, côté gauche au mur, des peintures de Noël Anderson, déjà présent au Grund il y a un an et demi, et on y lit l'inscription suivante, suivant l'habitude de l'artistes su du tissu Jacquard : « Am I Blak Enuf 4 ya ? » Il faudrait voir pour l'orthographe, ce qu'elle cache, ce qu'elle révèle, pour le reste, c'est clair.

Comme l'exposition comporte, dans la salle du fond, huit œuvres de David Hammons, c'est l'ainé (né en 1943) des six artistes qu'elle réunit, une idée, une illusion a peu naïtre au même moment : elle s'ouvrirait, comme en réplique à Jasper Johns et son *Stars And Stripes* des années 50, sur le drapeau que David Hammons a fait, afro-américain : l'ordonnement est le même, mais les couleurs ont changé, à gauche en haut du vert, et les rayures sont rouges et noires. Pour l'interprétation des couleurs, par référence à l'*Unia flag* et la libération des noirs, cela renverrait au sang versé, au peuple noir bien sûr, et le vert à une nature africaine foisonnante. Et le tout, situez-le, comme il vous plaira, entre contestation et profanation de la bannière étoilée.

Nous voici dans le vif du sujet, en plein dans les questionnements qui ne manquent pas de surgir à la suite de l'interrogation initiale. C'est bien d'identité, d'affirmation de soi, et de respect qu'il s'agit. Et cet arrière-fond (idéologique), le visiteur ne peut y échapper, quelle que soit la manière dont il se manifeste, pour chacun des artistes, avec la différence d'âge certes,

Dans la suite de David Hammons, trois générations d'artistes afro-américains à la galerie Zidoun & Bossuyt

d'expérience personnelle. Il y a ensuite l'utilisation qu'offrent l'art et la peinture, chez Anderson, Ligon et Hammons, c'est comme d'une nuit sombre que surgissent les images, les lettres, les revendications, pas ou très peu de couleur ; à l'opposé, chez Fordjour, Mutu et Sonhouse, c'est l'éclat, l'éclatement, qui va de pair avec l'imagination, la fantaisie.

La façon peut sembler rapide de faire de la sorte le tri parmi la vingtaine d'œuvres. Où l'on peut regret-

ter que tels artistes ne soient représentés que très chichement, une seule pièce pour Glenn Ligon (né en 1960), mais elle convainc fortement avec son maniement du texte : *Negro Sunshine*, paradoxalement des lettres en noir sur fond blanc, qui du haut de la toile vers le bas se rapprochent, quitte à s'effacer presque, amas plus ou moins diffus, nébuleuse : « I'm interested in what happens when a text is difficult to read or frustrates legibility – what that says about our ability to think about each other, know each other, process each other ». Ligon est plus direct en ce moment, avec ses *Parisiens noirs*, au Musée d'Orsay, douze néons de grande taille, avec les noms d'Alexandre Dumas à Josephine Baker, dans le cadre de l'exposition du *Modèle noir*.

Wangechi Mutu, la Kenyane, née en 1972, a deux mixed media à l'entrée, quasiment en opposition, sur le mur d'en face, à Anderson. Qu'il soit permis, sans aucune volonté de colonialisme culturel, d'évoquer le surréalisme ; c'est seulement dure et célébrer le fantastique qui s'y déploie, l'onirisme triomphant. Avec les thèmes du genre, l'érotisation du corps et de la nature. Et comment ne pas se rappeler l'installation de Mutu, à Venise, en 2015, sculpture et vidéo, cette femme face au globe de l'univers, cela s'appelait *She's got the whole world in her*. J'en parle, c'est aussi en hommage au commissaire de cette biennale, d'une *Documenta* non moins, Okwui Enwezor, qui a fait découvrir tant d'artistes du continent africain ; il est mort, trop tôt, il n'y a pas longtemps.

David Hammons, a-t-il déjà exposé dans notre pays ? C'est la galeriste viennois Christine Koenig qui me l'a fait découvrir, dans les années 90,

Cinémasteak

Sexception

Showgirls (1995). Étrange film convenu, signé du « Hollandais violent » Paul Verhoeven. Qu'on l'ait vu ou non, on le connaît surtout par la négative, constituant un cas rare où la représentation du sexe à l'écran n'a pas fonctionné commercialement. Un échec cuisant, pour le cinéaste jusqu'ici plébiscité aux États-Unis (*RoboCop* & *Total Recall*), d'autant plus étonnant qu'il faisait suite à *Basic Instinct* (1992), succès mondial réalisé trois ans avant *Showgirls*. Preuve en est, il ne suffit pas de reconduire de film en film une vieille formule pour se mettre le public dans la poche.

Le sujet de *Showgirls*, tout d'abord, est fort peu original. Balisé par une partie de la production cinématographique happée par la fantasque et décadente Las Vegas, paradis des joueurs et des puissants qui tirent en coulisses les ficelles, l'histoire de Nomi Malone peine à exister aux côtés de *Casino* (1995) de Martin Scorsese ou de *Las Vegas Parano* (1998) de Terry Gilliam, pour citer deux autres références *nineties*. La blonde sulfureuse, dont on ignore le passé, monte à son tour faire carrière dans la cité du rêve américain. Pas dans la restauration évidemment, mais sur scène, sous la lumière des projecteurs ; d'abord *top-less* au Cheetah Club, puis danseuse-star du Starbust Casino, la jeune fille gravite rapidement les échelons, ondulant avec rage et fureur, névrotiquement : « Tu ne dances pas, tu baisses », lui lance un de ses prétendants...

Pour ce protagoniste féminin, le choix du cinéaste s'est porté sur la méconnue Elizabeth Berkley, mannequin *teenage* pour Elite que l'on découvrait, il y a trente ans, dans la série pour ados *Sauvés par le gong* (*Saved by the bell*). Le désir d'ascension sociale de Nomi Malone était aussi celui que nourrissait son interprète, qui y faisait sa première apparition dans un film à gros budget. Mais là où Nomi Malone deviendra la reine de Vegas, jusqu'à finir par convoiter Hollywood, la carrière de la seconde prendra une tournure déceptive. Desservie par un scénario et des dialogues bidons, une mise en scène maladroite et peu délicate, des acteurs peu inspirés (Glenn Plummer notamment), la (contre-) performance de l'actrice lui valut d'être reléguée aux productions de série B. Son érotisme brusque, épiléptique, est loin de la pernicieuse fascination que pouvaient exercer les ébats périlleux de Sharon Stone et de Michael Douglas (*Basic Instinct*).

Malgré ce raté, une suite parodique a été donnée à *Showgirls* avec l'accord de Verhoeven : *Showgirls 2 : Penny's from Heaven* (2011), de Rena Reffel. Le cinéaste s'est depuis ressaisi en regagnant l'Europe au début des années 2000, où il a retrouvé une certaine indépendance créatrice. Après les récompenses recueillies par *Elle* (2016), autre film dans lequel plaisir et violence voisinent, les fans du Hollandais attendent patiemment la sortie de *Benedetta* (2019), une fable inspirée de la vie de Benedetta Carlini, mystique et lesbienne du XVII^e siècle. Loïc Millot

Showgirls de Paul Verhoeven (USA, 1995, vostf, 128') sera projeté dimanche 16 juin à 20h30 à la Cinémathèque de la Ville de Luxembourg, place du Théâtre.



Dès l'entrée, Noël Anderson demande « Am I Blak Enuf 4 ya ? »

ensemble avec Jimmie Durham. Il y a ses sculptures ses installations, elles ne sont pas dans l'exposition ; comme des apparitions, des empreintes, où l'interrogation porte davantage sur l'existence individuelle, et puis deux peintures recouvertes d'un tissu, à la manière d'un rideau, elles en sont comme cachées au regard, dérobées. Fordjour et Sonhouse l'attrapent au contraire, avec leur usage des couleurs, des matériaux. Images, portraits

spectaculaires, ce qui ne signifie pas nécessairement moins approfondis.

L'exposition *Transmission*, réunissant des œuvres de Noël Anderson, Derek Fordjour, David Hammons, Glenn Ligon, Wangechi Mutu et Jeff Sonhouse à la galerie Zidoun & Bossuyt, 6, rue Saint-Ulric à Luxembourg-Grund dure encore jusqu'au 22 juin ; ouvert du mardi au vendredi de 10 à 18 heure, samedi de 11 à 17 heures ; www.zidoun-bossuyt.com.

Postes vacants

Le Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse

se propose d'engager pour les besoins de l'Institut national des langues

Plusieurs chargé/es de cours (m/f) de luxembourgeois et de français à tâche partielle ou à tâche complète à durée indéterminée à partir du 15 septembre 2019.

Pour de plus amples détails veuillez consulter la page internet de l'Institut national des langues sous le lien suivant : www.inll.lu

Institut national des langues

„Zertifikat Lëtzebuerger Sprooch a Kultur“ 2019-2020

Den Institut national des langues (INL) bitt ab Hierscht 2019 erëm d'Formatioun „Zertifikat Lëtzebuerger Sprooch a Kultur“ (ZLSK) un.

D'Formatioun vun 120 Stonne rëcht sech exklusiv u Leit, déi sech als Lëtzebuergesch-Formateuren an der Erwuessenebildung bei de Gemengen oder am konventionéierte Secteur wëllen aus- oder weiderbilde loosson.

D'Formatioun ass folgend Samschdeger, ëmmer vun 9 bis 12 Auer a vun 13 bis 16 Auer:
28.09.19 / 05.10.19 / 12.10.19 / 19.10.19 / 09.11.19 / 16.11.19 / 23.11.19 / 30.11.19 / 07.12.19 / 14.12.19 (1. Semester)

11.01.20 / 18.01.20 / 25.01.20 / 01.02.20 / 08.02.20 / 29.02.20 / 07.03.20 / 14.03.20 / 21.03.20 / 28.03.20 (2. Semester)

Den Tarif ass 100 Euro pro Semester.

De leschten Delai fir en Dossier eranzeginn ass den 19. Juli 2019.

All weider Informatiounen ënnert www.inll.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.07.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'installations de chauffage, ventilation et sanitaires à exécuter dans l'intérêt de l'extension du « Sportlycée » à Luxembourg.

Description succincte du marché :
Centrale de traitement d'air et gainages, chauffage par radiateurs, réseaux et appareils sanitaires , équipements de régulation.
La durée prévisible du marché est de 50 jours ouvrables à débiter pour le mois d'octobre 2019.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
La remise électronique est obligatoire. Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). Les soumissionnaires ne pourront pas assister à l'ouverture des offres.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
07.06.2019

La version intégrale de l'avis n° 1900889 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 16.07.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'installations électriques basse tension à exécuter dans l'intérêt de l'extension du « Sportlycée » à Luxembourg.

Description succincte du marché :
Tableaux de distribution, câblages, luminaires, câblage réseau informatique, gestion des stores, gestion horaire
La durée prévisible du marché est de 50 jours ouvrables à débiter pour le mois d'octobre 2019.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
La remise électronique est obligatoire. Les offres sont à remettre via le portail

des marchés publics (www.pmp.lu). Les soumissionnaires ne pourront pas assister à l'ouverture des offres.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
07.06.2019

La version intégrale de l'avis n° 1900893 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Vacance de poste

La Direction de la Santé

se propose de recruter

Un data protection officer (DPO)

pour le Service coordination scientifique et gestion des risques, à plein-temps et à durée indéterminée sous le statut de l'employé de l'État.

Les demandes avec lettre de motivation, curriculum vitae et copies des diplômes sont à adresser pour le 5 juillet 2019 au plus tard à
Dr Jean-Claude Schmit, Directeur de la santé
Villa Louvigny, Allée Marconi
L-2120 Luxembourg

Les renseignements relatifs au profil de poste et aux exigences particulières peuvent être consultés sur le site www.sante.public.lu

Tout renseignement supplémentaire peut être demandé par téléphone à M. Tom Dentzer, tél. : +352 247-75548 ou Thomas.Dentzer@ms.etat.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics

Administration des Ponts et Chaussées
Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 17.07.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture. Il n'y aura pas de séance d'ouverture publique de la procédure ouverte.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Nouvelle N3 – Phase 2 – Section route de Thionville-Rangwee

Description succincte du marché :
Nature des travaux :
Les travaux consistent notamment en :
– La construction du corps de chaussée, des pistes cyclables et trottoirs, ainsi que les infrastructures souterraines associées ;
– La pose des conduites d'assainissements EU / EP / EM et des ouvrages de rétention ;
– La construction des murs de soutènement en limites latérales du projet ;
– Le raccordement entre les nouveaux murs de soutènement et les ouvrages de soutènement existants ;

- La préparation du fond de forme de la plateforme du tramway ;
- Le rétablissement des divers réseaux coupés et implantation de nouveaux réseaux ;
- La réalisation de travaux d'infrastructures divers (massifs de fondation, chambres de tirage, ...).

Quantité des travaux

- Déblais généraux, fouilles en tranchées et fouilles pour fondations 75 000 m³
- Remblai généraux avec matériaux d'apport ou de réemploi 9 000 m³
- Remblais de fouilles avec matériau d'apport ou de réemploi 30 000 m³
- Évacuation déblai excédentaire sur décharge inerte 52 000 m³
- Évacuation déblai excédentaire sur décharge type A, B, DK1 ou DK 2 30 000 to
- Tuyaux en béton pour assainissement des eaux 2 300 m
- Canalisations multitubulaires PE 100 et 125 mm enrobage sable 6 800 m
- Canalisations multitubulaires PE 100 et 125 mm enrobage béton 4 000 m
- Fourreaux PE 75, 100 et 125 mm 24 000 m
- Chauffage urbain Tuyaux en acier 150-280 250 m
- Eau potable Tuyaux en PE 180 mm 2 000 m
- Surfaces en enrobés (chaussées, trottoirs et pistes cyclables) 17 000 m²
- Surfaces en dalles béton basalte 5 000 m²
- Béton pour murs de soutènement 2 300 m³

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :

Les documents de soumission sont à télécharger à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Réception des offres :
La remise électronique des offres est obligatoire. Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
13.06.2019

La version intégrale de l'avis n° 1900914 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Avis

Projet des cartes des zones inondables et des cartes des risques d'inondations 2019

La ministre de l'Environnement, du Climat et du Développement durable, Carole Dieschbourg, informe la population que le projet des cartes des zones inondables et des cartes des risques d'inondations 2019 est désormais disponible et peut être consulté via les sites électroniques ci-dessous ou également auprès des administrations communales concernées.
www.waasser.lu / www.emwelt.lu / eau.geoportail.lu



d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzeburger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

Mois européen de la photographie

Corps expérimental et corps futuriste

Marianne Brausch

Le Casino Luxembourg – Forum d'art contemporain prend à bras le corps le volet expérimental de l'Emop (European Month of Photography) 2019 et joue pleinement son rôle de « lab » sur le thème *BodyFiction(s)* de cette septième édition. Commençons par la *BlackBox*, où sont projetés trois films expérimentaux, sans perdre de vue le point de départ de cette édition : le *selfie*.

Orlan, dont on peut voir les magnifiques photographies où elle se met en scène sous la forme des stéréotypes d'une tête de sculpture précolombienne, de maquillage tribal africain ou masque d'opéra chinois au Ratskeller du Cercle-Cité (voir *d'Land* 22/19), la pionnière du corps augmenté – Orlan est âgée aujourd'hui de 74 ans – se montre, dans la vidéographie *La liberté en écorché* (2013) pelée, en quelque sorte, toute de muscles et de tendons, débarrassée de sa peau, mais toujours munie de ses implants frontaux sous-cutanés, qui nous paraissent néanmoins beaucoup plus convaincants quand elle promenait son corps hybride dans la réalité vraie des années 1980.

Smith (née en 1985) en revanche, plonge dans un monde « blanc » (asexué ?) avec *Spectographies* (2015). L'utilisation de la caméra thermique illustrant le contact physique entre des êtres sans identité définie, puisqu'imaginaires ou décédés. C'est onirique, spectral, tout le contraire de ce que l'on peut voir dans le troisième film, qui, tout en résumant le travail des deux premiers – corps augmenté, corps désincarné – montre la réalité d'une opération au bloc chirurgical qui rattrape la fiction. *Da Vinci* (2012) de l'italien Yuri Ancarani (né en 1972), au-delà du titre hommage au premier robot imaginé par le génie de la Renaissance, montre en effet une réduction de cellules cancéreuses de l'intestin telle qu'elle se pratique à l'aide de la technologie : la caméra, les pinces mécaniques qui coupent et qui cousent les circonvolutions intestinales, la texture de la muqueuse, soit le champ d'action intérieur d'une action dirigée du dehors par des médecins qui opèrent par écran et robot interposé. Comme on joue à un jeu vidéo à l'aide de manettes.

La couleur bleutée rend cet acte technique et vrai quasi irréel, aussi lointain et abstrait, alors que dans la VRBox du Casino, on plonge dans une expérience de réalité virtuelle (*virtual reality*, VR). L'idée de départ du scénario est celui de la perception corporelle altérée par une forte fièvre. Une expérience interactive que proposent Karolina Markiewicz et Pascal Piron : *Fever*. On a tous le souvenir, enfant, de cette sensation d'hallucinations, de déformations du corps dont les parties se détachent, grandissent, s'appesantissent. Une expérience spatio-temporelle où notre enveloppe corporelle est la membrane d'un étrange voyage. La main étant l'outil de préhension



Au Luca

La deuxième partie de notre tour de l'Emop 2019 consacré aux *BodyFiction(s)* nous amène au Casino Luxembourg, au Luca et au MNHA

par excellence de l'être humain, c'est elle que Karolina Markiewicz et Pascal Piron ont choisi d'ouvrir, d'agrandir, de tourner, et au fur et à mesure qu'on la fixe (magie programmée de la VR), elle s'approche, elle se pixellise et le traverse (à voir jusqu'au 24 juin prochain ; *Fever* vient par ailleurs d'être sélectionné au VRArles Festival, à partir de début juin)

Mais c'est sans conteste au Fëschmaart que l'on verra l'exposition-phare de la cette édition d'Emop et ce, jusqu'au 29 septembre. Au Musée national d'histoire et d'art (MNHA), dans la fort reculée aile Wiltheim (on n'hésitera pas à demander son chemin au personnel du musée), comme au Ratskeller du Cercle Cité, le talent scénographique de Paul di Felice et Pierre Stiwer est que *BodyFiction(s)* se déroule et s'ouvre tel un éventail. On commence par le manifeste du *selfie-fiction* : le dehors le vêtement – qui

recouvre le dedans – le corps nu – (Eva Schlegel), et le masque (Juno Calypso), suivi par deux univers vénéneux, l'un étant artificiel, rose et aseptisé à la Las Vegas (Juno Calypso toujours), l'autre, univers de fleurs, de fruits et de corps, sensuellement mélangés, très mûrs ou à la limite de la décomposition (Maisie Cousins). On retrouve Smith, que l'on a déjà découverte au Casino, mais son asexualité est ici habillée de tatouages, voire augmentée d'une redoutable arme de guerre.

Vient ensuite « le » cœur de l'exposition, avec diverses approches de la confrontation du « corps avec » : exceptionnels photomontages de Caroline Heider (Atelier D'Ora-Benda-Series), une succession de photographies de mode « augmentées » de plâtres, de collages. Le jeu (doux et érotique) entre le corps et le tissu – cette fois un

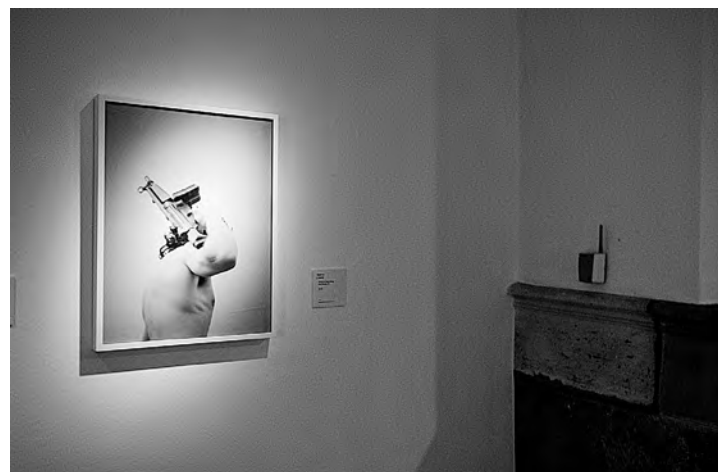
rideau – *Drape* d'Eva Stenman, la parure qu'est la chevelure est enfoncée comme un chapeau et cache entièrement le visage dans *Faceless Meli*, *Faceless Dark*, *Faceless Self Portrait* de Mira Loew. Ensuite, on s'intéressera à la version paradoxale de l'autoportrait sans tête : les terrifiants *Hair Cut* (au *cuter*) et *Tomato* (tête coupée) d'Izumi Miyazaki (découverte à feu la galerie Wild Project, rue Louvigny), ainsi que la lutte entre son grand corps d'ex-mannequin et l'espace tridimensionnel d'une petite pièce au plafond bas, de Claudia Huidobro. Un exercice photographique ritualisé chaque année (déjà vu à la galerie de Arendt House). Vient ensuite le rituel encore, mais façon stéréotype, sous la forme des portraits de famille type famille américaine idéale des années 1950 (série *Traces*), de Weronika Gesicka.

Une exposition de femmes donc, qui représentent les générations nées dans les années 1970, 1980 et 1990, comme encore Annelie Vandendael et ses portraits en maillots de bain pas seulement à la plage, mais aussi des situations au meilleur du surréalisme belge. L'exposition se termine avec l'électron libre Mike Bourscheid : photographies en danseur chaussé de chaussons roses, cadre en frou-frou de tulle. On laissera le visiteur deviner quel est l'accessoire de cette mise en scène burlesque *You inherited that from your father. We dance our name...*

Le Luca, est, dans ce deuxième tour des expositions de l'Emop, le lieu le plus excentré, et pas seulement à cause de la situation géographique du Luxembourg Centre for Architecture, rue de l'Acierie à Hollerich. Est-ce dû au choix de la curatrice de l'exposition *État des lieux* ? On verra de Sébastien Cuvelier deux photographies, dont l'une, frontale, montrant la densité de la ville asiatique (à la Stéphane Couturier, pionnier en la matière dès les années 1990), mais où on ne sent pas la promiscuité physique et les panoramas de Raoul Ries, qui rendent compte de l'état « objectif » ghettoisé des New Towns anglaises de l'après-guerre, sont totalement vides.

On ne manquera pas (jusqu'au 26 juillet) de revoir la peau écaillée de la cage d'escalier de la maison bruxelloise construite par Henry Van De Velde en 1929 et laissée « en l'état d'œuvre d'art » par le collectionneur qui l'habite (Eric Chenal), ainsi que de voir ou revoir les charmantes fictions bâties dénichées par Andrés Lejona, enfin, les prises de vues pour le coup très architecturées, avec leurs couleurs basiques jaune, bleu et rouge, ces fondamentaux des Modernes, par Daniel Wagener. Immanquablement, en architecture, « bodyfiction » semble s'écrire « bodyfonction ».

Lieux d'exposition et durée des expositions sur www.emoplux.lu



L'exposition-phare de l'Emop 2019 a lieu au Musée national d'histoire et d'art

STIL

In a duchy of languages, grammar rules

Jeffrey Palms

Not long ago, a Flemish rock band played a concert in Luxembourg before an intimately sized audience. The guitarist and bandleader was a chatty one, telling anecdotes during every song break, and in French – his second language.

Though a swift and easy talker, he was imperfect with his French and aware of it. Coming up to a noun whose gender he doubted, he would ask the audience, “*un* ou *une* hommage...?” The crowd, with an enthusiasm rivalling what they expressed for the music, would yell back the answer. His greatest sin of the evening was uttering *écrivire*, whereupon one spectator, horrified, bellowed *écrire!* under his breath with all the mortal affront of a wronged aristocrat.

One does not mess about with French grammar.

For any Americans in attendance, the scene would have represented a bizarre display. Why would a foreigner solicit feedback on his own inadequacies instead of apologizing for them, and – much stranger – how could a crowd be so mean as to eagerly indulge him? Repartee of this exact species exists nowhere in the anglophone lands.

But these lands are different. French to the francophone is not quite like English to the anglophone. Indeed, as is widely known and remarked upon, the French language is a castle that all of its native speakers are consigned to defend. Lying in a hospital bed, in critical condition, you mutter hazily to the doctor about a drug allergy. A white light shines in your eyes; a thousand daggers pound in your head; a face looms into view. “C’est *une* allergie,” it says.

For further evidence, consider the *RTL Dictée*, a radio contest that anglophone expats will find preposterous and disturbing. To win, you must be the first to write down and submit a perfect transcript of a passage dictated in French, German, or Luxembourgish. That’s it. No symptom of insanity is as alarming as participating in this pedagogically obsolete primary school lesson administered via technology from the 1930s. Yet, fully grown adults will slam the brakes, steer the car into a ditch, and grab wildly for pen and paper when the contest begins. By no means is this normal.

While most societies consider grammatical prowess a general indicator of education and class, around here this concept is truly hyperdeveloped. In a business context, senior partners will touch up the wording of a report for no reason other than to exert a (usually imagined) intellectual authority over the project, while an error in anything printed will elicit a chorus of joyfully condescending snorts. In America, the world is ending because nobody can pry the guns away from the racists; in Luxembourg, the world is ending because some dismally moronic intern flubbed the accent in “stratégies” and it survived until the final draft.



The *RTL Dictée*, a radio contest that anglophone expats will find preposterous and disturbing

We expats find all this unsettlingly pedantic, as far as exoticisms go. That’s because English speakers see our language not as a castle to defend, but as a giant, scary, amorphous monster rampaging out of control. For many, trying to contain the whole beast with grammar would just be absurd, and in fact English has never had any equivalent to the Académie française. Instead, all the heavy accents, slangy dialects, and broken abilities are generally taken merely as evidence of the raging liveliness of the monster. (A prevailing generality, notwithstanding our many xenophobes and grammar nitpickers). Above all, we have a collective guilt that our mother tongue is so ubiquitous, such that correcting a foreigner is, really, the height of bad manners.

Thus, watching a whole crowd shout grammar tips at a poor Flemish guitarist – and he enjoying it – is fairly surreal.

Naturally, Luxembourgers have been shaped by this frenzy over the prescriptive rules of French, and further by the attitudes of the Germans, who are rumored to be similarly fussy with their language. Having grown up in the shadow of all these touchy pedants, Luxembourgers revere grammar. Tragically, however, they are often disadvantaged in grammar wars: since the rules of Luxembourgish are relatively young and loose, and since it lacks foreign speakers, sharp grammar knowledge must usually be proven in a second tongue.

There is a healthy pride in all this, since French and German are important national languages that every child must master, but it goes too far. Too many consider a mistake in French to be a grave thing, a shame upon the family. Even so much as a clumsy construction is feared. As a result, despite many known examples of tolerable, even lovely,

local French speakers, often will a Luxembourg-er groan when a friend announces a new francophone boyfriend.

“But... we’ll... have to speak French,” comes the lament, inevitably.

Undoubtedly, having to speak English (or German) is worse for many, or at least equally annoying, but the cultural gulf is also real. If a foreign musician were to shout an English grammar question to a crowd in Baltimore, nobody would answer. Not one person. The question’s degree of unexpectedness would render it purely unintelligible, and any fan who did catch it would experience not the will to respond, but only the desire to apologize. It might even be seen as aggressive: *I’m improving in your language, and I bet you don’t even speak mine! Ha!* Ultimately, we are a guilt society, not a shame one. We have learned to feel guilt. This region of Europe has learned to feel shame. That is the real difference.

At the concert, then, audience and musician clearly shared a cultural awareness that French is a language worth speaking properly. Furthermore, all seemed to agree that mistakes bring shame, not guilt, making shamelessness a sort of gift, a free pass to commit errors. It was on such a basis that this ridiculous guitarist somehow endeared himself to the crowd. While anglophone listeners were being pummeled by confusion, Luxembourgers probably rolled their eyes at these overstimulated grammar fans and felt good about their own French abilities. Better to let this Flemish guy advertise his own shortcomings, and in so doing satiate the furious appetites of the francophone intelligentsia.

For if they are not fed by someone else, they may come for you.

L’événement



Évidemment, ce vendredi 14 juin toute l’attention des mélomanes et des amateurs de fiestas jouissives sera vers la fête de la musique, dont les aimants devraient comme chaque année se trouver côté Plateau du Saint-Esprit pour la *Holy Ghost Party* mise en scène par Lucien Elsen, ou bien à Dudelange, épicerie d’une programmation musicale toujours aussi intéressante que pointue. Mais avant d’aller faire la nouba, ce même 14 juin, les amateurs de belles écritures devraient faire un tour préalable au Walfer Kulturschapp où sera présenté un projet qui se veut innovatif.

Calligraphy meets technology, tel le nom de l’événement, est né de la collaboration entre Claus G. Beeskow Camarda et Frederik Kipper, qui tentent à démontrer qu’une symbiose est tout à fait envisageable entre calligraphie et technologie. En d’autres termes, les initiateurs font appel à la créativité individuelle en ligne plutôt qu’à l’utilisation de typos stéréotypées. Ce genre d’atelier sera proposé ce vendredi 14 et sera suivi de quatre autres rendez-vous du 15 au 23 juin, dont les dates exactes sont reprises sur la page Facebook du Walfer Kulturschapp. Sur le site *kulturschapp.lu*, on trouve d’autres événements à venir dans ce lieu, comme fin juin la Collection Graffiti de Michel Gerbes ou le vernissage de Martine Glod, artiste en résidence, en septembre. GD

L’endroit

On est un peu intrigué lorsqu’on découvre le nom de ce restaurant en pleine rue Pierre Krier à Bonnevoie, sur un coin qui abritait déjà une auberge italienne auparavant. En fait, **LuCi**, ce ne sont que les premières lettres de Luca Cirillo, fidèle collaborateur de Mario Notaroberto, un des papes de la cuisine ritale de la capitale. Et, tout comme à Clausen, on ne sera pas déçu, ni de l’originalité des plats de pâtes, ni de leur préparation. Lors de mon passage (photo : GD), les strozzapretti étaient tout juste *al dente* et très onctueux avec leur nappage au speck, asperges vertes et chèvre. Par ailleurs, la carte se limite à quelques suggestions de pasta, viandes, poissons et pizzas qui, en passant sous mes yeux, avaient l’air richement garnies. De bons



petits vins sont proposés en accompagnement, dont le Primitivo servi au verre, lequel est toujours un bon compromis pour ceux qui ne sont pas experts en nectars italiens. Le limoncello servi avec ou après le café, repose dans un verre parfaitement glacé au préalable et le sourire de la serveuse est offert en prime. Il faut ajouter que le décor est très chaleureux dans cette auberge, et la couleur bleu ardoise des murs est apaisante et contraste bien avec la lumière orangée des leds. On est assez tenté de comparer l’ambiance avec celle d’autres endroits italiens qui se sont créés ces dernières années en ville sous une direction rajeunie, comme le Bacio, Da Gino ou encore Alter Ego à la route d’Esch. GD

L’endroit



Cette jolie petite boutique du centre-ville mérite d’autant plus qu’on la cite parce qu’elle est cachée au fin fond de la galerie des Capucins en face du plus ancien restaurant indien de la ville, et qu’il faut s’y rendre de façon très ciblée pour la trouver. Initiée par Venancio Do Carmo, citoyen portugais qui est très à l’aise avec la langue luxembourgeoise, **Cancún** est, comme son nom l’indique, un point de vente pour produits issus en majeure partie du territoire mexicain. Au rez-de-chaussée on trouvera de très jolis sacs à motifs joyeux et colorés, d’énormes coussins ronds, des tableaux et des bijoux (photo : GD). Ces derniers, tout comme une partie des sacs, ne sont pas exclusivement mexicains, histoire de laisser un choix aux dames qui aimeront opter pour des présentations plus sobres. Un niveau plus spacieux a été créé au sous-sol, lequel abrite de jolis meubles en bois. Armoires, vaisseliers, table et vases de formes simples et dans des couleurs très neutres complètent la gamme de ce point de vente qui a le mérite de sortir du lot et d’exposer une offre plutôt inédite dans la capitale. Détail qui mérite d’être souligné à l’heure où des enseignes de tradition disparaissent à vue d’œil pour laisser la place, comme dans toutes les grandes villes, aux franchises mondialisées. GD

Nachtrag

Das neue Café im Erdgeschoss von Honey/Mustard neben dem großherzoglichen Palais, über den das *Land* in der Ausgabe 22/19 berichtete heißt Fika. Mit dem Begriff „Fika“ beschreibt man in Schweden das Konzept oder anders gesagt ein soziales Phänomen, sich eine Auszeit aus dem Alltag zu nehmen, gerne zum Kaffeetrinken und Kuchenessen mit Freunden oder Verwandten. Zur Mittagszeit können die Kunden dort auch Salate essen, die vom Restaurant Happ in Limpertsberg zubereitet werden.

d’Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzeburger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d’exploitation Android. Il suffit de télécharger l’application dans l’App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

